

MITARBEITER DIESER NUMMER:

Paolo Evaristo ARNS
Kardinal von São Paulo, Brasilien

Gerold CHRISTIAN
Leiter der Wiener Redaktion der „Salzburger Nachrichten“

Dr. Rainer DANZINGER
Oberarzt, Leiter des Krisenzentrums Graz

Prof. Kurt DIEMAN
Buch- und Filmautor

Karl Peter ELIS
Lehrer der Landesberufsschule für das grafische Gewerbe und der Berufspädagogischen Akademie

Erwin FASCHING
Sozialarbeiter, Karikaturist

Dr. Hubert FEICHTLBAUER
Chefredakteur „Die Furch“

Dr. Anneliese FRANTSITS
Professorin an der Pädagogischen Akademie des Bundes in Graz

Franz GRABNER
Mitglied des Diözesanrates der Diözese Graz-Seckau

Horst Gerhard HABERL
Werbeleiter

Helmut HAGEN
Institut für Kommunikationswissenschaft

Detlef HARBICH
Chefredakteur der „Südtagespost“

Dipl.-Ing. Gunter HASEWEND
Vorstand der Rechtsabteilung 1 b im Amt der Steiermärkischen Landesregierung

Georg HERBERSTEIN
Konsulent für Kommunikation

Mag. Gertraud HERZOG
Hausfrau

Dipl.-Ing. Heiner HERZOG
Abteilungsleiter für Bildung in der steirischen Kammer für Land- und Forstwirtschaft

Herwig HÖSELE
Pressereferent der ÖVP Steiermark

Dr. Alexander ISOLA
Regionalreferent der Steiermark von Amnesty International

Ludwig KAPFER
Direktor des Josef-Krainer-Hauses

Franz KRAINER
Chefredakteur der Zeitschrift „Orizont“

Dr. Dieter LENHARDT
Leiter der innenpolitischen Redaktion „Die Presse“

Dr. Ekkehard LEX
Professor an der Pädagogischen Akademie der Diözese Graz-Seckau

Josef MUNDIGLER
Professor an der Pädagogischen Akademie des Bundes in Graz, Regionalreferent von WILL-Europa

Mag. Dipl.-Ing. Norbert MURAUER
Univ.-Ass. am Institut für Erziehungswissenschaften, Universität Graz

Dr. Hans MAGENSCHAB
Chefredakteur der „Wochenpresse“

Werner MIEDL
Polizist, Grazer Obmann der Kameradschaft der Exekutiven Österreichs

Josef A. NOWAK
Leiter der Wiener Redaktion der „Tiroler Tageszeitung“

Dipl.-Ing. Herbert PAIERL
Regionalplaner

Dr. Manfred PRISCHING
Univ.-Ass. am Institut für Soziologie der Universität Graz

Hans RAUSCHER
Chefred.-Stv. des „Kurier“

Herbert SCHWETZ
Professor an der Pädagogischen Akademie des Bundes in Graz

Dr. Clemens STEINDL
Abteilungsleiter der Landesbausparkasse Rheinland-Pfalz/BRD

Dr. Peter A. ULRAM
Referent für Grundlagenforschung im ÖAAB

Eduard ULREICH
Pädagogischer Mitarbeiter im Raiffeisenhof, Graz

Egon WALTZ
Malerei und Graphiker

Dr. Barbara WICHA
Univ.-Ass. an der Universität Salzburg

INHALT:

Georg Herberstein
Politisch Lied — ein garstig Lied? 3

Gertraud Herzog
Kommunikation bricht Macht — Ist „menschliche“ Gemeinschaft wieder möglich? 5

Herbert Schwetz
Eine neue Form von Zensur 7

Rainer Danzinger
Der Verlust emotionaler Kommunikation 9

Peter A. Ulram
Bürgerbeteiligung in der Gemeinde: Bedingungen, Probleme und Interessen 11

Josef Mundigler
Themenzentrierte Interaktion (TZI) 15

Norbert Murauer
Unsere unbewältigte Monarchie — Politiker zwischen Diener und Herrscher 18

Horst Gerhard Haberl
Kommunikation und Werbung 20

Gunther Hasewend und Herbert Pailerl
Politik, Planung und Kommunikation 23

Anneliese Frantsits
Kommunikation? — Ja, praktisch schaut das so aus... 25

Werner Miedl
Das Polizistendilemma — Kommunikation auf zwei Ebenen 27

Karl Peter Elis
Gemeindezeitung — Kommunikationsinstrument für die Bürger 29

Clemens Steindl
Wahlkampfsprache als Ausdruck politischer Kultur 30

Barbara Wicha
Überlegungen zum Thema „Miteinander reden“ 37

Franz Krainer
Politik und Kommunikation 39

Wilhelm Heiner Herzog
Kommunikation und Politik 41

Alexander Isola
Das Wort — die friedliche „Waffe“ 42

Franz Grabner
Vom Reden der Kirche... 43

Wie sehen Journalisten die Kommunikation? 45

Kurt Dieman — Egon Waltl
Aktion Pürgg — Verständigung durch „Miteinander reden“ 49

Die Rede
Paolo Evaristo ARNS „Brüderlichkeit — eine weltweite Herausforderung“ 52

Glosse
Ex libris politicis 57

Wir sind die Gimpel 62

politicum

Josef-Krainer-Haus-Schriften



Jänner 1981

Bisher sind erschienen:
Heft 1 „Politische Bildung“ (vergriffen)
Heft 2 „Kommunalpolitik“
Heft 3 „Modell Steiermark in Diskussion“
Heft 4 „Arbeit“
Heft 5 „Hat Österreich seine Vergangenheit bewältigt?“

In Vorbereitung sind:
Heft 7 „Leben in der Stadt — Leben auf dem Land“
Heft 8 „Kunst“
Heft 9 „Familie“

Herausgeber: Herwig Hösele, Ludwig Kapfer, Dr. Manfred Prisching

Eigentümer und Verleger: ÖVP Steiermark, für den Inhalt verantwortlich: Ludwig Kapfer, alle 8045 Graz, Pfeifferhofweg 28

Grafische Gestaltung: Georg Schmid

Druck: Styria, Graz, Schönaugasse 64

Bestellungen an Josef-Krainer-Haus, Pfeifferhofweg 28, 8045 Graz

Mitglieder des wissenschaftlichen Beirates

Univ.-Prof. Dr. Alfred ABLEITINGER,
Univ.-Ass. Dr. Wolfgang BENEDEK,
Univ.-Prof. Dr. Christian BRÜNNER,
Prof. Dr. Karl A. KUBINZKY,
Univ.-Prof. Dr. Wolfgang MANTL,
Univ.-Prof. Dr. Norbert PUCKER,
Univ.-Prof. Dr. Kurt SALAMUN,
Univ.-Prof. Dr. Bernd SCHILCHER,
Univ.-Prof. Dr. Stefan SCHLEICHER,
Univ.-Prof. Dr. Gerald SCHÖPFER,
Univ.-Prof. Dr. Wilfried SKREINER,
Univ.-Prof. Dr. Franz WOLKINGER.

„politicum“ versteht sich als Zeitschrift, die die offene Diskussion pflegt. Namentlich gezeichnete Beiträge müssen daher nicht mit dem offiziellen Standpunkt der steirischen Volkspartei oder mit der Meinung der Herausgeber übereinstimmen. Sie geben die Auffassung des Autors wieder. Unverlangte Manuskripte werden gerne entgegengenommen, denn „politicum“ lebt von der vielseitigen Diskussion und lädt dazu ein. Wir können für solche Manuskripte, die etwa 3 bis 10 Maschinenschreibseiten Länge aufweisen sollen, und ihre Rücksendung allerdings keine Gewähr übernehmen.

ANSTELLE EINES EDITORIALS

Gelegte kommunikative Leserinnen und Leser!

In vorliegendem Heft des „politicum“ versuchen wir, den Themenbereich „Kommunikation und Politik“ zu durchleuchten. Dafür, daß viele Fachleute ihre Gedanken zur Verfügung gestellt haben, sind wir sehr dankbar. Theorie und Praxis wollen wir gleichermaßen zu Wort kommen lassen. Auch haben wir einige Experimente angestellt und dies ebenso dokumentiert. Aber in allem sollte das Thema ziemlich umfassend behandelt sein. Soweit sind wir - und hoffentlich auch Sie - mit dem „Produkt“ zufrieden.

Auch trotzdem gibt es eine große Blücherheit in unserer Redaktion. Können wir mit einer Zeitschrift wirklich etwas zur Kommunikation beitragen?

Ist es nicht sehr engleing, wenn nur wenige für sehr viele (dieses hoffen wir) etwas schreiben? Und diese Wenigen außerdem noch „Experten“ sind?

Andererseits ist uns keine praktikable Form eingefallen, wie wir miteinander, Schreiber und Leser, ein Heft gestalten könnten.

Wir haben natürlich versucht, uns unsere Leser vorzustellen mit allen Vorurteilen, die wir haben. Ein Wunsch in der Redaktion war uns gemeinsam: Wir würden unsere Leser gerne kennenlernen, mit ihnen diskutieren und uns mit ihnen austauschen.

Nachdem wir viel Zeit dafür verwendet haben, unsere Gedanken und Gefühle für Sie aufzuschreiben, hatten wir unsere Bitte an Sie für berechtigt: Sagen auch Sie uns Ihre Meinung, Ihre Gedanken, Ihre Gefühle zum Thema „Kommunikation“. Schreiben Sie uns (8051 Graz, Pfeifferhofweg 28), rufen Sie an (0316/63697) oder kommen Sie vorbei und reden Sie mit uns. Jede Reaktion spornt uns an.

Für das gesamte Redaktionsteam grüßt Sie freundlich

Stefan Kappeler

Wenn ich nur jemand anderen geheiratet hätte...
Wenn ich nur einen anderen Job hätte...
Wenn ich nur die Schule abgeschlossen hätte...
Wenn ich nur besser aussehen würde...
Wenn nur mein Ehepartner aufgehört hätte zu trinken...
Wenn ich nur reich auf die Welt gekommen wäre...
Wenn ich nur bessere Eltern gehabt hätte...

Wenn die Schule vorbei ist...
Wenn der schöne Prinz oder die ideale Frau endlich kommt...
Wenn die Kinder groß sind...
Wenn ich den neuen Job bekomme...
Wenn der Chef tot ist...
Wenn mein Schiff einläuft...

Was wird, wenn ich meinen Job verliere...
Was wird, wenn ich den Verstand verliere...
2 Was wird, wenn mir etwas auf den Kopf fällt...
Was wird, wenn ich mir ein Bein breche...
Was wird, wenn man mich nicht mag...
Was wird, wenn ich einen Fehler mache...



POLITISCH LIED — EIN GARSTIG LIED?

Erst einmal:
HALLO!
Nett, Sie hier zu treffen im „politisch“! Wären wir nicht unter uns, in einer imaginären Runde aktiv Interessierter an Politik und Kommunikation, so könnten wir um das Thema fürchten.

„Politisch Lied — ein garstig Lied“ oder so ähnlich heißt es schon in der Überlieferung. Nun sind wir schon einmal unter uns — schauen wir uns also kritisch die Gründe für die Garstigkeit einerseits und die Rezepte, Regeln und Kompositionselemente der wohlklingenden und ansprechenden politischen „Lieder“ andererseits an.

Es beginnt bei der Definition des Begriffs „Politik“: Erstangebote lauten meist: „... die Zukunft gestalten“, „... für die Menschen da sein“, „... die Kunst des Möglichen“. Andere werden nachgeliefert: „... Macht ausüben“, „... Problemvermeidungschoreographie“ und ähnliches.

Um die notwendige Verbindung von Politik und Kommunikation voll zu erfassen, bietet sich die Definition von Politik von Wilfried Daim an: „Politik ist Handeln zur Erreichung von Zielen für die Gesellschaft.“ Diese Definition schließt automatisch alle Formen der Kommunikation — was immer das nun sein soll und womit sich die ganze Ausgabe dieses „politics“ befaßt — mit ein.

● **Handeln verlangt Menschen**, die etwas tun.

Der Bürger, dem die Politiker meist entrückt sind und dem sie vorwiegender in den Medien begegnen, sieht in den Politikern überhöhte Persönlichkeiten, Mächtige, sogar Idole.

Untersuchungen zeigen, daß Politiker als Idole noch vor Schauspielern rangieren, allerdings nach Showkünstlern und Sportlern. Kriterien, die nun auch Politiker zu Idolen machen, sind die menschliche (erotische) Ausstrahlung, das vermittelte Erfolgserlebnis, das Verhalten im Erfolg und die Originalität der Persönlichkeit. In dieser Reihenfolge. Schon hier erklärt sich, warum manche Politiker bei hoher Fachqualifikation, Gesinnungsfestigkeit, Durchsetzungskraft und Geradlinigkeit nicht alle Wirkungselemente für den Erfolg ausschöpfen können, oder worauf bei aller Wahrung der „seriösen“ Kriterien der politischen Arbeit in einer subtilen Kommunikationsstrategie zusätzlich zu achten ist. Dazu kommt noch die Rolle der

handelnden Personen auf der politischen Szene als jene, die im Besitz des besseren Wissens um die höheren Zusammenhänge und der Mechanismen der Macht **suggestive Wirkung** entfalten.

Der Politiker wird zum Suggestor und der Bürger zum Suggestendus, der im Bewußtsein eines Mangelzustandes suggestibel wird. Wie der Schüler dem Lehrer gegenüber, von dem er sich als der Schwächere, Dummere und weniger Wissende leiten läßt; wie der Patient dem Arzt gegenüber, von dem er sich gläubig als der im Mangelzustand der Krankheit Befindliche Betrübte, grüne Pillen und Fußbäder vorschreiben läßt; wie der Gläubige dem Priester gegenüber, von dem er sich als der, der weniger über das Leben nach dem Tod, über die Hilfen zur Bewältigung brennender Lebensfragen weiß, trösten und helfen läßt.

Daher läßt sich der Bürger vom Politiker auch etwas sagen, **will** von ihm etwas hören, **will** von ihm wissen, wo's entlang geht, **will** wissen, wie dieser Mensch denkt, lebt, womit er sich in seiner Freizeit beschäftigt, ob er bei aller Entrücktheit ein Mensch wie jeder andere ist, eine Identifikationsfigur oder vertraute Vaterfigur. Das alles hat noch nichts mit den politischen Inhalten zu tun, ist aber Vorgabe permanenter Kommunikationsarbeit, deren Wichtigkeit und Berücksichtigung eben Aufgabe Nr. 1 ist: Permanente Pflege tragfähiger Beziehung zwischen den Bürgern und den Politikern und dem, was sie tun. Dieses Tun ist wahrnehmbar. Kommunizierbar.

„Tu Gutes und rede darüber“ ist Titel und Inhalt eines Standardwerks über Public Relations.

Daher ist die permanente Vermittlung dieses Tuns, das Aufzeigen und Hinweisen darauf, der Nachweis des Tuns als Ausfluß von Gesinnung und Einstellung, und zwar **des eigenen Tuns**, so wichtig.

● Alle (von diesen Personen getragenen) politischen Handlungen und Taten müssen nun, entsprechend unserer vorgegebenen Politikdefinition, **zielerorientiert** sein. Politik verlangt **Weitblick, Langfristdenken, Visionen, Utopien**.

Ein weites Feld für die Kommunikationsarbeit. Als beispielsweise 1945 die Österreichische Volkspartei gegründet wurde, waren ihre Ziele klar, und jeder Bürger konnte sie auf Anhieb nennen: „**Österreich**“, „**Freiheit**“, „**Wiederaufbau**.“ Als diese in den 60er Jahren erreicht wurden und

aus großen Zielen parteiinterne Absichten wurden — „**Kraftvoll und sicher in die 70er Jahre**“, „**Sozialismus ist Gefahr**“ —, da zogen die Ziele der Sozialisten als traditionelle klassenkämpferische Interessenvertretung der großen Mehrheiten besser; „**Gerechte Verteilung des Kuchens**“, „**Beseitigung der Armut**“, „**Soziale Gerechtigkeit**“, „**Gesellschaftsreform**.“

Wie ähnlich dann, nach Erreichung dieser Ziele, heute bei den Sozialisten die hier von Zielen zu parteiinternen Absichten gewandelten Parolen doch klingen: „**Der österreichische Weg**“, „**Konservatismus ist Gefahr**.“

Ziele müssen konkret definiert sein. Ziele können kaum jemals — nach Nennungsprozenten geordnet — aus der Demoskopie entnommen werden. Ziele können und sollen visionär, utopisch, ja radikal sein. Überschaubare Handlungen am Ort, für die Zielgruppe, können dann als Elemente der Vision verständlich werden.

Jede Teilrealisation der Utopie kann dann als Erfolg gewertet werden.

Jeder taktische Schritt vor einer quasi hinterlegten radikalen Strategie ist dann die „**Kunst des Möglichen**“. Das „**Modell Steiermark**“ ist ein engagiertes gutes Beispiel.

● Keine Politik kann vom **Menschen** absehen. Daher muß Politik auf die Gesellschaft und in ihr **bis zum einzelnen Bürger** durchschlagen.

Hier liegt die ganze Verantwortung des Politikers, und hier liegen die Ursachen von **Parteiverdrossenheit, Politikverdrossenheit** bis hin zu den Symptomen der **Demokratieverdrossenheit**.

Wenn Politik der Umrüstung des Menschen nicht gerecht wird, dann erzeugt sie spannungsgeladene oder ungesunde Zustände.

Zu dieser Umrüstung des Menschen gehört unter anderem die Bereitschaft, **Opfer zu bringen**, der Wunsch, sich auch **kämpfend betätigen** und bestätigen zu wollen, der **Anspruch** auf persönliche Autonomie und **Macht** und das Bedürfnis, eine **Rolle spielen** zu können. Dies alles wiederum hat seine Rituale und Symbole. Einer der tragischen Fehler der politischen Kommunikation besteht darin, vorzugeben, den Menschen konfliktfrei, opferfrei, selbstständig und im Kollektiv zwangsbeglückt machen zu wollen.

Würde man die beiden bedeutendsten Sätze der politischen Kommunikation unserer Zeit zu suchen haben, so stünden sicherlich Winston Church-

chills „....ich habe euch nichts zu geben als Schweiß, Blut und Tränen!“ und John F. Kennedys „....fragt nicht, was Amerika für euch tun kann — fragt, was ihr für Amerika tun könnt!“ an der Spitze. Keine Antwort hätte einen Sinn, wenn die dazugehörige Frage nicht gestellt, und kein Angebot würde akzeptiert werden, wenn das dazugehörige Bedürfnis nicht gegeben ist. Der Mensch muß dort abgeholt werden, wo er sich befindet. Und dieser befindet sich zwar immer noch auf der Jagd nach Gütern, doch stellt heute diese überwuchernd und in Frage stellend ein wachsendes Krisenbewußtsein in drei Szenarien dar: I. Es ist Zeit umzudenken.

2. Diese Zeit verkürzt sich dramatisch; die Entwicklungen kommen kumulierend auf uns zu.

3. Es ist zu spät, wir sind schon unterwegs in die Apokalypse. Mehrheitlich halten wir bei Version 2?

Die Bürger beginnen zunehmend, ihre Hoffnungen im überschaubaren Bereich, in der Pflege der zwischenmenschlichen Beziehungen zu suchen.

Small is beautiful. Nachbarschaft. Menschliches Maß. Noch vor knapp zehn Jahren galt „Glück“ als sentimentales Thema, das in die Groschenromane, aber nicht in die politische Argumentation gehörte. Dann hieß es, daß „Glück“ zentrales Anliegen der Lebensgestaltung ist, aber die Politik nichts damit zu tun hätte.

Heute weiß man, daß die Politik sehr wohl entscheidende Voraussetzungen dafür schaffen kann und schaffen soll. Denn Glück entsteht dort, wo sich Menschen eigenschöpferisch in vertrauten Gemeinschaften entfalten können.

So ist also Politik Handeln zur Erreichung von Zielen für die Gesellschaft.

Fehlt das Element **Handeln**, so bleibt fatalerweise nur **politisches Vorschlagswesen**. Das Drama mancher vom Regieren ausgeschlossener Opposition.

Fehlen die **Ziele**, so reduziert sich Politik zu **Pragmatismus**. Es geschieht zwar eine Menge, aber wo geht's entlang?

Fehlt der **Bezug auf den Bürger**, so macht Politik Angst, denn dann erkennt der Bürger zwar durchaus, daß viel gemacht wird, aber über den Wolken, zur höheren Ehre der Partei oder um die Macht zu zementieren. Aber es geht ihn nichts mehr an.

Idealfall der politischen Kommunikation ist das Gespräch. Das **Informations- und Verständigungsgespräch**, das **werbende Gespräch** (vom Streitgespräch einmal abgesehen).

So bemüht jeder Mensch um die Einhaltung der Gesetze der zwischenmenschlichen Kommunikation ist, so wird gegen sie in der politischen Kommunikation verstoßen. Eltern lehren sie ihren Kindern. Kinder bringen sie sich gegenseitig bei. Schulen lehren sie. In Seminaren werden den Teilnehmern Argumentations- und Diskusstekniken, verbale und nonverbale Kommunikation beigebracht. In der politischen Kommunikation gilt das alles nicht? Warum sollte gerade hier Wadelderei überzeugen? Warum sollte gerade hier Häme sympathisch sein? Warum sollte gerade hier Diffamierung des Konkurrenten Vorteile bringen?

Warum sollte gerade hier die ausschließliche Befassung mit den Fehlern der anderen eigene Vorzüge vortäuschen? Oder warum sollten hier Humor, Bescheidenheit, Fairneß und Interesse an der Person und Psyche des Angesprochenen nicht Sympathie erzeugen?

Warum sollten guter Stil, Mut, Versöhnlichkeit und Originalität in der Begegnung nichts beitragen können zur Gewinnung von Wählern? Alle erprobten Gesetze der zwischenmenschlichen Kommunikation wurden (und werden) permanent und völlig unverständlicherweise tagtäglich gebrochen.

Das „moralische Aufladen politischer Sachinhalte“ (Noelle-Neumann), also das Reduzieren ins „Gute und Böse“ in der Politik, ist nach wie vor falsch und ein sicheres Mißerfolgsrezept. Überall. Auch in der BRD, wie die Ergebnisse zeigen.

Parteiverdrossenheit, ein altbekanntes Phänomen, **Politikverdrossenheit** zunehmende Erscheinung auf Grund schlechten Stils der Politik selbst und ihrer Darstellung, und **Demokratieverdrossenheit** in ihren alarmierenden Ansätzen sind frustrierte Publikumsreaktionen vor einem schlecht in Szene gesetzten Stück.

Die Bewertungskriterien guter oder weniger guter politischer Kommunikation sind differenziert und kompliziert. Sie haben unterschiedliche wechselnde Bedeutungen und Hierarchien und sind weltanschaulich orientiert. Faszinationselemente und Aversionselemente bilden ganze Batterien und sind nur teilweise bewußt. Abstrakte Inhalte können nur – kein aktives Interesse wie bei Ihnen verehrte Leser des „*politicaums*“ vorausgesetzt – durch Bilder und Symbole unter Umgehung der rationalen Kontrolle ins Unterbewußtsein gepflanzt werden.

Zweifellos gehört all das zu den Geheimrezepten, die in der Lage sind, jene Hebel zu bewegen, die vor großen Bewußtseinsinhalten stehen, zu den strategisch und taktisch

subtilen Mitteln und Kniffen. Doch das erstaunlichste und wirkungsvollste Geheimrezept, das immer Erfolg hat, ist das **positive Denken!**

Der Verzicht auf Diffamierung. Auf ein Schwarzweiß-Denken. Der Mut zur Versöhnung. Das Selbstverständnis, Treuhänder der Bürger zu sein. Die Kritik nur gemeinsam mit eigenen Alternativen. Das unbefangene Ausdrücken der Tatsache, die Menschen zu lieben.
Ein steirisches Geheimrezept zur freien Weiterverwendung.



KOMMUNIKATION BRICHT MACHT IST „MENSCHLICHE“ GEMEINSCHAFT WIEDER MÖGLICH?

Korruption, Machtmonopole, Terror und Gewaltherrschaften skizzieren drastisch das gestörte Gleichgewicht im Zusammenleben der Menschen. Jeder erlebt es bewußt oder unbewußt — an sich selbst oder durch Beobachtungen an den anderen — im engen zwischenmenschlichen oder im weltpolitisch umspannenden Bereich. Die Reaktionen darauf vollziehen sich innerhalb der Amplitude von angstvoll resignierend bis aggressiv revolutionierend. Provoziert das eine Verhalten die grenzenlose Möglichkeit der Machtausübung, so tritt im anderen Fall in der Konfrontation von Macht mit Macht ein ähnliches Phänomen auf, indem sich Macht gegenseitig konkurrenzierend verstärkt.

Der einzelne scheint diesem Spannungsgefüge von Abhängigkeiten, aber gleichzeitig auch dem Verlassen sein in Einsamkeit — auf sich selbst zurückgeworfen — ausgeliefert zu sein. Anonymität, Bürokratie und die undurchschaubare Macht von aufgegebenen Institutionen beginnen sein Leben zu bestimmen. Es bleibt ihm bisweilen nur der Rückzug in ein „spießbürgerliches“ Privatleben — in ein Biedermeier unserer Zeit —, wo er sein Geltungsbedürfnis mit materialistischen Werten, Prestige und Erfolgssucht und nicht zuletzt mit egoistischen Machtansprüchen seiner eigenen Umwelt gegenüber kompensiert. Was hier fehlt, ist die Begegnung von Menschen. In so einem Gefüge kann sich nur mehr eine Atmosphäre der Kälte, der Macht und des Unfriedens breitmachen, wo menschliches Leben keinen Sinn mehr findet.

Die Gemeinschafts- und Kontaktfähigkeit ist ein Symptom dieser Grundsituation in unserer Gesellschaft. Obwohl die Welt durch Medien und Verkehr „kleiner“ geworden ist, tun sich gleichzeitig zwischen Menschen, die nebeneinander leben, immer tiefere Abgründe der Isolation auf. Man lebt eben wirklich nur mehr nebeneinander und ist sich gleichgültig geworden. Man kennt einander nicht und begegnet sich nur mit Mißtrauen oder dem Gefühl der Konkurrenz. Vordergründige Gleichheiten und „Angepaßtheit“ täuschen Harmo-

nien vor und „lullen“ den einzelnen ein. Einerseits provozieren diese Haltungen den Ruf nach dem „Recht auf Ungleichheit“ (wie es Rupert Riedl kürzlich formulierte), andererseits durchbrechen andere Individuen diese „Gleichheiten“, indem sie aus dem Bedürfnis nach Selbstbestätigung nach der Macht greifen. In unserer Gesellschaft wird dafür ein Nährboden bereitet, so daß zeitweise der gefährliche Ruf nach dem „starken Mann“ laut wird.

Worin liegt dieses Phänomen „Macht“ begründet?

Macht ist etwas spezifisch Menschliches und vollzieht sich immer im sozialpsychischen Gefüge, im Miteinanderleben von Menschen. Es gibt sicher so etwas wie ein Urbedürfnis nach Macht, das sich in den Tiergesellschaften als Hackordnung oder als Kampf um die Rangordnung äußert. Die Herrschaft über „Artgenossen“ ist so betrachtet etwas durchaus Natürliches und geht aus dem Bedürfnis nach Sicherheit — wer ist über mir und wer ist unter mir? — innerhalb einer sozialen Rangordnung hervor.

Das wirklich spezifisch Menschliche an der Macht ist eine kulturelle Leistung, die dem Grunderlebnis „entdeckter Möglichkeiten“ entspricht. Carl Friedrich von Weizsäcker formuliert es in seinem Buch „Der Garten des Menschlichen“ (Seite 230) als „können, was man will, aber nicht tun zu müssen, was man kann“. Macht so verstanden begrenzt sich selbst vor dem Hintergrund eines ethischen Anspruches und gibt Freiheit im Hinblick auf eine eröffnete Möglichkeit. In diesem Zusammenhang spricht Weizsäcker von der „Einsicht“, die immer auf Wahrheit hinorientiert ist und entgegengesetzt zu Trieb und Nötigung verläuft (Seite 236). Autorität hat demnach der, den die Einsicht trägt. Er ist ein freier Mensch, er kann einen Beitrag zum Frieden leisten als eine „Möglichkeit des Zusammenlebens“. Es mag dies etwas idealisiert klingen, denn die Realität ist das Bild einer grenzenlosen Machtakkumulation. Unter diesem Aspekt versteht man Jakob Burckhardt in seiner Aussage: „Macht an sich ist böse.“ Dies kann sie aber insofern nicht sein, da sie als

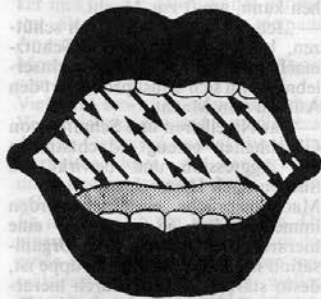
spezifisch menschliche Leistung auch in ein Gefüge menschlicher Werte eingegliedert ist. Weizsäcker spricht hier von der „Tragik der Macht“. Denn — so meint er — um der Macht zu begegnen, den Gegner machtlos zu machen, muß man sich jener Mittel der Macht bedienen, die man ablehnt. „Der Träger der Macht erfährt seine Machtlosigkeit, sein Unvermögen, Grundstrukturen zu verändern“ (Seite 232).

Nach Max Weber bedeutet Macht „jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel, worauf diese Macht beruht“. Verstand und Wille aber sind — nach Weizsäcker — Sklaven der Macht in unserer modernen Geisteskultur — sie sind grenzenlos akkumulierbar. Erst durch die Vernunft, durch die Wahrnehmung eines Ganzen kann die Grenze gezogen werden (Weizsäcker, Seite 60).

Ähnlich formuliert der Biologe Joachim Illies in seinem Buch „Kulturbiologie des Menschen“ die Freiheit in der Begrenzung als eine kulturelle Tat. „Man darf nicht alles, was man kann“ (Seite 27). Hier steht der Anspruch der Selbstbegrenzung aus Verantwortung der Gruppe gegenüber. Es bricht eine moralische Dimension auf.

Erscheinungsbilder und Charakteristika von Macht:

Das Erlebnis von Macht erfährt der Mensch in Situationen der Bedro-



hung, wo er Mittel erfindet, einer Gefahr zu begegnen. So hat er im Zuge der wissenschaftlichen Erkenntnisse

● **Macht über die Natur** bekommen, so weit, daß er „erstmalig die Macht der Weltzerstörung“ hat (Riedl, Salzburger Humanismussprache 1980).

Riedl sieht als einzige Chance, dieser Bedrohung zu begegnen, eine entsprechende Bildungsarbeit, aufbauend auf ethischen Grundsätzen, Verantwortung, Phantasie und Gemeinsamkeit. Dies bestätigen auch die Überlegungen im letzten Bericht des Club of Rome (Das menschliche Dilemma).

● **Macht über den Menschen** erwarb sich der Mensch durch die Entwicklung von Waffen. Heute sind es nicht nur zerstörerische Kriege, sondern auch unmenschliche Ideologien, die zum Ausdruck von Macht über Menschen geworden sind. Macht über Menschen entspricht politischer Macht. Weizsäcker hat in bezug auf **politische Macht** folgende Kriterien aufgestellt:

— Macht ist allgegenwärtig in der Politik,

— allgegenwärtig ist ihr Mißbrauch, — sie ist unbegrenzt in ihrem Expansionsdrang,

— politische Macht ist auf Prestige, Sicherheit und Herrschaft ausgerichtet,

— sie hat die Tendenz zum Selbstzweck (Seite 257).

Die Gefährlichkeit liegt dann vor, wenn diese Kriterien politischer Macht nicht eingebunden sind in „Einsicht und Vernunft“.

Ursachen des Machtstrebens des einzelnen sind:

— Eine wesentliche Quelle menschlichen Machtstrebens ist im Sozialsystem, in Form der Bedrohung des Selbstwertes des einzelnen, begründet. Ein gestörtes „Selbst“, das seinen Wert nicht mehr aus gemeinsamen Wertstrukturen, Institutionen und Identifikationsobjekten beziehen kann, greift zur Macht.

— „Ich-Schwäche“ muß sich schützen, baut sich eine eigene Schutzmacht auf; bzw. ein „Ohnmachtserlebnis“ von sich selbst provoziert den Aufbau von Macht.

— Das Nivellieren und Schaffen von Gleichheiten erzeugt Machtstreben aus Aggression und bewirkt ein Suchen nach Hierarchien.

Machtansprüche einzelner werden immer stärker, je schwächer eine hierarchische Ordnung einer Organisation ist. Je größer eine Gruppe ist, desto stärker muß sie durch hierarchische Ordnung bestimmt sein. Da mit der Gruppengröße auch die Kommunikation abnimmt, wird auch das Getragen sein durch einen ethischen-moralischen Anspruch ge-

ringer. Gleichzeitig kann dadurch Machtmißbrauch zum Durchbruch kommen.

Wieweit stehen **Macht und Kommunikation** in einem **Beziehungsverhältnis** zueinander?

Macht und Kommunikation vollziehen sich in einem sozialpsychischen Gefüge zwischen mindestens zwei bzw. mehr Personen. Sie stehen in einer Wechselbeziehung und in einem Abhängigkeitsverhältnis zu- und voneinander. Sie verändern sich in dem Maße, wie sich das Gefüge, die Größe bzw. die Kultur einer Gruppe verändern.

Die Schlußfolgerung daraus zeigt, daß in einem abgewogenen Verhältnis von Macht und Kommunikation der Ruf nach dem „starken Mann“ nicht erklingt, sondern die Herausforderung zur Kleingruppenaktivität an der Basis gegeben ist. In Überschaubarkeit und Ehrlichkeit stehen hier Menschen zusammen, getragen von einem gemeinsamen Ziel. Gemeinschaft wird gelebt. Im Rahmen eines demokratischen Dialogs aller daran Beteiligten können Eigeninteressen konstruktiv bewältigt werden, und eine breite Basis der Verantwortung wird geschaffen.

Der Schlüssel zur Lösung unseres gestörten Sozialgefüges liegt also in der Kommunikation. Nicht umsonst werden seit Jahren in diesem Zusammenhang symptomatisch gehäufte Wünsche nach Verhaltens- und Kommunikationstraining bzw. nach Gruppendynamik geäußert. Daß man damit aber meist nicht die Ursachen dieses Kommunikationsunvermögens behebt, wird auch zunehmend klar.

Ich glaube, daß man die Ansätze zur Veränderung umfassend verstehen muß und dazu zum Beispiel einmal die Ziele der Erziehungs- und Bildungsarbeit überdacht werden müssen. Solange es in unseren Schulen immer noch nur um Informationsfülle, Leistungs- und Erfolgsdenken geht, solange die hierarchischen Strukturen der Schule, der Familie ohne innere Autorität nur äußerlich aufrechterhalten bleiben, werden auch die Verhaltensweisen der Menschen untereinander nicht zu einem Miteinander führen. Unsere Kinder müssen:

— zur Begegnung,

— zum Dialog und

— zum „Füreinanderdasein“ fähig werden.

Aus diesem Bewußtsein heraus kann die Fähigkeit erwachsen, ein gestörtes Sozialgefüge wahrzunehmen. Folge davon kann sein, daß Gewaltanwendungen und einseitige Machtansprüche verhindert werden, um dadurch einen Beitrag zum Frieden zu leisten. Zum Beispiel den im eigenen Haus.

Was ereignet sich in einem **Kommunikationsprozeß**?

Karl Jaspers sieht darin „einen Vorgang, bei dem das ‚Ich‘ als ‚Selbst‘ dadurch verwirklicht wird, daß es sich im anderen offenbart. Dieser Prozeß des ‚Sichoffenbarwerdens‘ in der Kommunikation ist jener einzigartige Kampf, der als solcher zugleich Liebe ist: liebender Kampf, der sich nicht in harmonistischem Weltanschauen, welches Kommunikation überhaupt möglich macht, beruhigt, sondern in Frage stellt und schwer macht und, bei unvergleichlicher Solidarität der so sich Berührenden, von forderndem Anspruch ist.“ (Zitat aus dem philosophischen Wörterbuch).

Es ist kein einfacher, bequemer Weg, sondern verlangt im Gegenteil den Mut jedes einzelnen, Macht über sich selbst zu erringen, um daraus fähig zu werden, von Eigeninteressen und Eigenbedürfnissen entlastet, für andere dazusein. Die Persönlichkeit mit jener inneren Autorität, die aus „Einsicht“ und „Vernunft“ zur Freiheit auch von sich selbst gelangt, ist gefragt.

Das Verändern der Lebensbedingungen liegt in der Bereitschaft des einzelnen begründet. Damit ist nicht ein Individualismus gemeint, sondern eine Haltung, die zur Verwirklichung von Zielen innerhalb einer Gemeinschaft dient. In Offenheit und Vertrauen geführte Gespräche vermögen die durch Machtmißbrauch entstandenen Strukturen der Starrheit und Isolation zu überwinden. Dies verlangt gegenseitige Information, denn erst aus dem Wissen um Bedingungen kann Einsicht gewonnen werden. Information gibt Macht, auch Kommunikation gibt Macht, einseitig geführt bringt es Einsamkeit. Daher ist auch zu fragen, welche Motive sind auslösend für den einzelnen, eine politische Funktion zu übernehmen? Eigeninteresse, Prestigesucht, Bedürfnis nach Rang, Führung, Überlegenheit oder einer Sache zu dienen und Menschen zu helfen?

Mangelnde Information auf Grund mangelnder Kommunikation führt zur Verunsicherung, zur Aggression, zu einseitigem Machtanspruch. Wie oft dient bewußtes „Im-unklaren-Lassen“ nur dem Aufbau von eigenen Machtstrukturen — dem Selbstzweck.

Die **Chancen des Dialogs** liegen begründet,

● daß das Entstehen von Mißverständnissen auf ein Minimum reduziert wird,

● in der Möglichkeit des Kennenlernens und des Anerkennens des anderen,

● im selbstkritischen Hinterfragen der eigenen Meinung und

● im Erkennen eines wirksamen Korrektivs für die Macht. Denn der einzelne erfährt im Dialog seine Begrenzung. Darin liegt auch die neuralgische Schwelle des Brechens von Macht.

Wenn wir bedenken, daß sich das Brechen von Macht durch Kommunikation nicht nur zwischen zwei Menschen, sondern ebenso zwischen Gruppen, Staaten und Völkern abspielt, so resultiert daraus die vielfach unterschätzte Bedeutung der Kommunikation und des Dialogs im Rahmen der Politik.

Echte Toleranz auf Grund eines ehrlichen Dialogs der gegenseitigen Information und das Verständnis für den anderen tragen zum Entstehen von Gemeinschaft bei, in der der einzelne in seiner Eigengesetzlichkeit angenommen wird. Diese Macht der Gemeinschaft bricht die Macht des einzelnen, sie ist das Fundament, auf dem der Friede in dieser Welt begründet werden kann.

Herbert Schwetz

EINE NEUE FORM VON ZENSUR

Das Institut für Jugendforschung in der Bundesrepublik führte unter 1000 Jugendlichen eine repräsentative Befragung durch. Die jungen Leute wurden gebeten, ihre Möglichkeit einzuschätzen, in Schule und Beruf frei ihre Meinung äußern zu können.

43 Prozent der Jugendlichen stimmten der Aussage zu: „Ich finde, daß es nicht günstig ist, in Schule und Beruf zu sagen, was man denkt, weil man dadurch Nachteile haben kann.“

Man ist vorsichtig geworden mit der uneingeschränkten freien Meinungsäußerung.

Aber diese Vorsicht ist einmal Grundlage für etwas, das anderemal Ergebnis:

— Vorsicht ist die Mutter der Karriere.

— Vorsicht ist das Ergebnis von Angst.

Angst — woher auch immer sie kommen mag, das wird zu untersuchen sein — erzeugt Vorsicht bei Meinungsäußerungen. Vorsicht löst Selbstzensur aus.

Diese Selbstzensur wirkt still und teilweise außerbewußt und zieht den Verzicht nach freier Meinungsäußerung nach sich.

Woher kommt Angst, was löst Angst in unserem täglichen Leben aus? Gibt es zwischen dem uneingeschränkten Gebrauch von Grundrechten und unserer Erziehung (unserem Lernen) einen Zusammenhang?

Es ist fast nicht notwendig, aber es soll trotzdem an die Spitze gestellt werden: In unserem Staatswesen gibt es das verfassungsmäßig verbiefte Recht der Meinungsäußerung. Es wurde vermutlich ursprünglich als Recht der uneingeschränkten freien Meinungsäußerung kodifiziert.

Dieses Recht von „oben“ ist dem Prozeß „unten“ weit vorausgeeilt; es bestand in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts sicher die berechtigte Hoffnung, daß der Prozeß an der Basis aufholen werde.

Dies war sicher der erste Irrtum: Man wird vermutlich niemals Erziehungseffekte mit bloßer Proklamierung andersgearteter Normen aufheben können.

Und die Erziehung bis in die zwanziger Jahre war monarchistisch-obrigkeitsstaatlich.

Nach kurzem Leben der demokratischen Grundrechte setzten der Austrofaschismus und in weiterer Folge ein anderer Faschismus diesem klei-

nen, zarten Pflänzchen ein raues Ende.

Es ist verständlich, daß nach diesen Erfahrungen die tragende Generation in unserem Staatswesen den Prozeß an der Basis wünscht und doch nicht wünscht. Eine Ambivalenz, die für Politik und politisches Lernen im Mikro- und Makrobereich charakteristisch ist.

Ein weiteres Hemmnis für politische Prozesse an der Basis ist die klassische, Auffassung von Lernen. Menschen hätten größtenteils kognitiv zu lernen. Durch kognitive Unterweisung könne man Haltungen, Einstellungen und Gefühle modifizieren und weiterentwickeln. Das würde bedeuten: Das Wissen um meine demokratischen Grundrechte läßt mich davon schon Gebrauch machen. Dies ist der zweite Irrtum.

● Vom Recht der uneingeschränkten freien Meinungsäußerung Gebrauch zu machen, erfordert mehr als das Wissen darum; die kognitive Komponente ist sicher wichtig, aber zuwenig.

● Der klassische — streng kognitiv ausgerichtete — Lernprozeß hilft das Dilemma nicht überwinden. Nur ein um das affektive Lernen erweiterter Lernbegriff kann Staatsbürger dazu bringen, uneingeschränkt die eigene Meinung zu vertreten.

Was nützt das Wissen um meine Grundrechte, wenn bestimmte Gefühle — Angst und Unsicherheit — die Realisierung dieser Grundrechte verhindern.

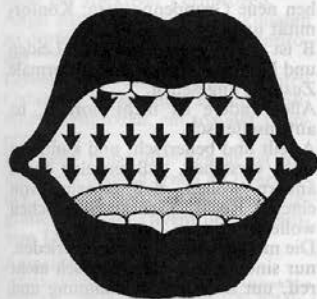
● Ich höre nun schon aus allen Winkeln — rational — argumentieren, daß in unserem Gemeinwesen niemand Angst haben müsse. Politiker und andere Machthaber definieren also, daß eigentlich niemand Angst haben müsse.

Menschen haben trotzdem Angst; wer irrt hier also?

Vielleicht bewirken ständige verbale Vergewisserungen und Appelle gerade das Gegenteil, zumal durch das Verhalten derer, die vergewissern und appellieren, eben dieses Gegenteil gelebt wird.

Es ist wahrlich ein Hexenkreis. Die einen wollen, daß die anderen vor den einen nicht Angst haben sollen, und während die einen das wollen, entsteht durch ihr Tun, Handeln und Sprechen genau das Gegenteil dessen, was sie wollen.

Sie bemühen sich um Vertrauen und erzeugen Mißtrauen, sie wollen Hoff-



nung und erzeugen Hoffnungslosigkeit, sie wollen Engagement und erzeugen Resignation.

Die Oberen erzeugen — mehr oder minder bewußt — ein Klima der Unsicherheit, des „Ausgeliefertseins“, des „Nicht-wissen-wie-mandran-ist“. Dies wird als Bedrohung der eigenen Existenz erlebt. Der Soziologe Tedeschi, der sich in mehreren Untersuchungen mit der Kommunikation von Drohungen beschäftigt hat, bezeichnet derartige Botschaften als schwer interpretierbar.²⁾ Das bedrohte Individuum oder die Gruppe kann nicht entnehmen, wann weshalb welche Handlung nicht mehr der Norm entspricht.

Anders ausgedrückt: Keiner weiß genau, unter welchen Bedingungen welche Sanktionen zu erwarten sind. Dies wird dadurch noch verstärkt, daß die Bandbreite von Drohungen schier unerschöpflich ist, von ausgesprochen bis unausgesprochen, von versteckt bis offen.

Drohungen bewirken allemal eines: Sie haben abschreckenden Charakter; sie bewirken durch ihre Unbestimmtheit ein Gefühl der Angst und Unsicherheit und fordern daneben noch die Wahrnehmung teilweise irrealer Bedrohung. Die Erfüllung individueller Bedürfnisse nach Zugehörigkeit, „Akzeptiert-werden“, Freund- und Kameradschaft, Unabhängigkeit, persönliche Reputation, Status, Anerkennung, Respekt usw. wird gestört oder verhindert. Und das erzeugt einen Zustand von Orientierungslosigkeit, Unsicherheit und Angst. *Angst macht vorsichtig, und Vorsicht verhindert die Wahrnehmung des Rechtes der freien Meinungsäußerung.*

Freie Meinungsäußerung und Mitbestimmung/Mitverantwortung sind untrennbar miteinander verbunden

Staatsbürger sind angehalten, überall mitzubestimmen; im Betrieb, im Büro, in der Freizeit, in der Stadtentwicklung usw. Ja sogar eine Partei nimmt für sich in Anspruch, die größte Bürgerinitiative zu sein. Auch hier klaffen Anspruch und Realität auseinander.

Diese Oberen, diese Repräsentanten, diese großen und kleinen Machthaber, Direktoren, Abteilungsleiter, Firmenchefs und andere haben gelernt (oder nie gelernt und erfahren), daß Menschen Gefühle haben:

Oder sie wissen genau um die Funktion und Wirksamkeit des Angstmechanismus.

Die Gefahr ist groß. Anstatt einer offiziellen Zensur entsteht eine informelle Zensur. Institutionen und deren Repräsentanten verlassen sich auf den Angstmechanismus.

Es ist einfacher — die Mitglieder schreiten, ausgehend von Angst, zu Vorsicht und von da zur Selbstzensur weiter.

Dieses Phänomen kann mit einer Krankheit verglichen werden, deren Ursache und schleichender Fortgang nicht aufgedeckt werden können.

Für diese politische Fehlentwicklung gibt es fast keine Gegenmittel, denn offiziell ist ohnedies alles in Ordnung. Diese neue Form der Zensur ist kaum zu enttarnen.

Kritische Zeitgenossen werden angesichts der optimalen rechtlichen Bedingungen rasch als Nestbeschmutzer, Nörgler u. a. abqualifiziert.

Angst als Gefühl mitzuteilen ist zudem fast unmöglich. Durch die strikte Trennung von Berufs- und Privatleben wurden die Gefühle in den Bereich der Privatsphäre verwiesen.

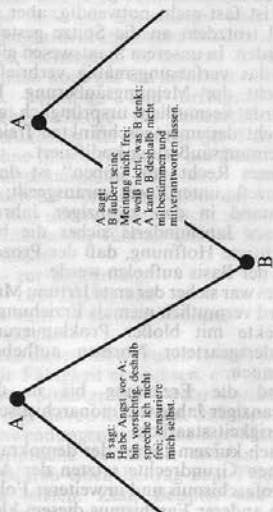
Das Berufsleben ist gekennzeichnet von Leistung und rationellem Tun. Gefühle haben in dieser „coolen“ Umgebung keinen Platz. Es wäre irrational, Gefühle zu zeigen und zu äußern. Eine ausweglose Situation: Ich habe Gefühle und darf sie doch nicht haben. Menschen werden gezwungen, Fassaden aufzubauen. Unechtheit ist gefordert.³⁾

Das Spiel ist bekannt:

Ein Mensch, der Angst hat, äußert seine Meinung nicht frei; seine Möglichkeit mitzubestimmen schrumpft oder schwindet. Deshalb kann er auch keine Mitverantwortung tragen — kurzum, dieses Individuum ist demokratisch nicht reif!

So zu hören in allen Etagen oberhalb der Basis.

Watzlawick⁴⁾ würde diesen Teufelskreis so beschreiben:



Würde man A befragen, würde er die Ursachen der gestörten Kommunikation immer bei B suchen, würde man B fragen, wäre A die Ursache der kommunikativen Störung.

A kann nie akzeptieren, daß er Angst auslöst, und B kann seine Angst nie überwinden.

Eine ausweglose Situation.

B hat Angst, Angst vor echten und phantasierten Konsequenzen.

A ist diese Situation ganz recht.

B verzichtet oder beginnt auf die Durchsetzung seiner Interessen zu verzichten.

A ist das recht.

B beginnt ein demokratisches Recht nicht in vollem Umfang (oder gar nicht) wahrzunehmen.

A ist das angenehm.

B wird dafür belohnt; belohnt für den Verzicht auf freie Meinungsäußerung.

A gibt Anerkennung für Schweigen und nicht für Reden.

B paßt sich diesem Mechanismus an, denn auch er will höhere individuelle Bedürfnisse erfüllt wissen.

A forciert die bereits „Erzogenen“, ein Aufstiegs wird in Aussicht gestellt. Dem Aufwippen wird entweder die Narrenrolle zugesprochen, oder er wird kaltgestellt.

B beginnt zu resignieren, beginnt sich anzupassen.

A belohnt dies mit Zuwendung und Anerkennung.

B verinnerlicht diesen neuen Zustand, der ihn schon von seinen Grundrechten entfernt und entfremdet hat.

A begrüßt dies.

B verinnerlicht Schweigen, Interessen-nicht-durchzusetzen und Anpassen als Norm.

A bestätigt und fördert diese Norm. B sieht nun nach dieser Entwicklung andere B, die noch nicht angepaßt sind, also noch nicht in seinem Sinne Sozialisierte sind.

Er beginnt selbst, diese B abzulehnen. B beginnt die Rolle von A zu spielen. A fördert diesen Vorgang. Es entstehen neue Gruppennormen: Konformität und Druck.

B ist gespalten; Schweigen, Leiden und Ertragen werden als der normale Zustand angesehen.

Alles andere ist nicht normal, ist außersensitisch.

A teilt und beherrscht und kann gar nicht verstehen, daß einzelne etwas ändern wollen, daß einzelne von einem Recht Gebrauch machen wollen.

Die meisten sind ohnedies zufrieden, nur sind sie halt demokratisch nicht reif, um sie in Mitbestimmung und Mitverantwortung miteinzubeziehen.

A sieht, daß viele loyal sind, andere (einzelne), die es nicht sind. Nur Loyale steigen klarerweise auf.

Der Zustand von Angst wird pervertiert.

Aus dem ursprünglichen Zustand der Angst entsteht nach langem Prozeß so etwas wie ein positives Gefühl. Anerkennung und Zuwendung für „Brav sein“ kehren wieder ein. Der Preis dafür ist allerdings gigantisch.

Ein Recht wurde aufgegeben, das Recht auf freie Meinungsäußerung. Dieser Vorgang der Umpolung passiert tagtäglich millionenfach in der Erziehung der Kinder, der Jugendlichen, am Arbeitsplatz, der Freizeit und in der Politik.

Versachlichung der Kommunikation

Mit Watzlawick läßt sich noch ein weiteres Phänomen in der Kommunikation orten.

Es gibt allerorten Bemühungen, die Kommunikation zu versachlichen. Kommunikation sollte von den Gefühlen destilliert werden. Das Ergebnis wären die ganz sachlichen und nüchternen Gespräche, in der Emotionen keine Rolle zu spielen vermögen.

Watzlawick stellt in seinem zweiten Kommunikationsaxiom fest, daß jedes Individuum mit einer Mitteilung dem anderen mitteilt, welche Beziehung es zu ihm hat; jede Kommunikation ist von Gefühlen begleitet.¹ Gefühle sind die Gleise für die Kommunikation.

Gefühle prägen die Kommunikation, sagen dem Partner, wie eine Mitteilung zu verstehen ist.

Wer die Gefühle negiert, sie aussperren will, reduziert den Menschen, verkürzt Kommunikation um eine wichtige Dimension.

Diese einseitig-kognitive Sicht von Kommunikation blockiert und verhindert Entwicklung.

Von seinem demokratischen Recht der freien Meinungsäußerung Gebrauch zu machen ist nicht nur ein kognitiver Lernprozeß, sondern vielmehr ein affektiver Lernprozeß.

Angst zuzulassen, Angst artikulieren zu dürfen ist ein affektiver Lernprozeß.

Lernen, von seinen Grundrechten Gebrauch zu machen, ist ein politischer Lernprozeß, ein sozialer Lernprozeß.

Die neue Form der Zensur ist nur durch ein neues Lernen zu überwinden.² Neues Lernen bedeutet Integration von affektivem und kognitivem Lernen.

Anmerkungen:

1 FORSCHUNGSGRUPPE MAFFIS. Wer wagt noch seine Meinung zu sagen? In: Psychologie heute. 11/80, Seite 21.

2 Ebenda, Seite 26.

3 Trausch R. v. Trausch A.: Erziehungspsychologie. Göttingen 1977, Seite 214.

4 Watzlawick P., Beavin J. H., v. Jackson D. D.: Menschliche Kommunikation. Bern 1976, Seite 52 u. 92.

5 Ebenda, Seite 53.

6 Cohn R. C.: Von der Psychoanalyse zur themenzentrierten Interaktion. Stuttgart 1975, Seite 161.

Rainer Danzinger

DER VERLUST EMOTIONALER KOMMUNIKATION

Es scheint, als bekäme die moderne Technologie die Kommunikation immer besser in den Griff. Fernsehen, Radio und Zeitungen ergießen eine Flut von Information über die Menschheit. Wer sich mit dem schon fast unzeitgemäß wirkenden Brief oder dem Telefonat nicht mehr begnügt, der steigt ins Auto oder ins Flugzeug und tritt im Nu mit dem weit entfernten Gesprächspartner face to face in Beziehung.

Die Verbindung klappt anscheinend, technisch ist alles recht perfekt, manchmal rauscht es noch im Telefon, oder es gibt einen Verkehrsstau — aber auch das wird durch immer ausgefeiltere Kommunikationstechnologie zu lösen sein. Die Kybernetik beschreibt als Basiswissenschaft den Informationsaustausch zwischen Sender und Empfänger, Computer speichern und verarbeiten unvorstellbare Informationsmengen und stellen sie uns jederzeit zur Verfügung.

Wir können zufrieden sein:

Offensichtlich bringen wir mit unserer überlegenen Technologie die Kommunikation immer besser in Gang, vom Lautsprecher bis zum Hörgerät gibt es hilfreiche Apparate, die für eine bessere Verständigung zwischen den Menschen sorgen.

Trotz dieser Perfektion gibt es jedoch immer mehr Mißverständnisse, immer mehr Menschen fühlen sich in dem riesigen, hochorganisierten Gesellschaftssystem isoliert und verloren und sehnen sich nach einfachen, überschaubaren Lebensformen zurück. Anscheinend genügt es nicht nur, die äußere Taubheit, die äußere Ferne zwischen den Menschen durch einen immer besseren Kreislauf der Informationen zu bewältigen. Der ohrenbetäubende Lärm aller Nachrichten, die uns überschweben, erzeugt eine innere Kommunikationsstörung, eine Art Seelentaubheit. Wie wäre sonst die Zunahme der Isolierung, der Fremdheit in einer Zeit der Nachrichtensatelliten erklärbar? „In aller Aufhebung der Einsamkeit durch Kommunikation wächst eine neue Einsamkeit, die nicht verschwinden kann“, schreibt Jaspers, in dessen Existenzphilosophie der Begriff Kommunikation eine zentrale Rolle spielt.

Vielleicht ist es tatsächlich so, daß

durch die forcierte Kommunikation auf der zweifellos wichtigen Sachebene etwas vom emotionalen Austausch auf anderen Ebenen der menschlichen Verständigung verlorengeht.

Die Existenz dieser unterschwelligen Kommunikation auf anderen Ebenen ist kein Geheimnis, im Volksmund wird die Sensibilität dafür gern mit dem Bild von Sinnesorganen, die oft nicht so bewußt Wahrnehmungen registrieren, beschrieben: „Er hat einen guten Riecher“, sagt man, oder: „Ich werde meine Fühler ausstrecken.“

Die humanistische Psychologie hat sich vielfach um diese Art von versteckter Verständigung bemüht. Berne beispielsweise spricht von verdeckten Transaktionen, womit er meint, daß unter der Verständigung zwischen den Ichs zweier Erwachsener auch noch Botschaften zwischen dem Eltern-Ich und dem Kindheits-Ich ausgetauscht werden. Reik hat die notwendige Sensibilisierung des Therapeuten für diese unterschwelligen Signale immer wieder betont und — vielleicht in Analogie zum zweiten Gesicht — vom „dritten Ohr“ gesprochen.

Mit diesem „dritten Ohr“ hören wir lauter oder leiser die Geheimnisse des Unbewußten, die sozusagen neben oder zwischen den bewußten Signalen zum Vorschein kommen und vom Klang einer Stimme über die Geste einer Hand bis zum Duft eines Parfums reichen können. Fehlt die Fähigkeit zu dieser gefühlsmäßigen Verständigung, dann hilft die perfektteste Kommunikation auf der Sachebene nichts, der gesprochene Satz in all seiner logischen Vollkommenheit geht zum einen Ohr hinein und zum anderen wieder hinaus. Wodurch kommt nun dieser zunehmende Verlust emotionaler Kommunikation in unserer Zeit zustande, und was kann gegen ihn getan werden?

Schon in der Herkunftsfamilie verstärken die Eltern, selbst voller Existenzängste, oft selektiv nur die funktionelle Reifung intellektueller Fertigkeiten des Kindes. Die frühen Ansätze zur Einfühlung und zum gefühlsmäßigen Verstehen bleiben unreif, werden nicht weiterentwickelt und vom Ich des Heranwachsenden abgespalten.

Die Forderungen der Berufswelt im späteren Leben scheinen diesem Menschentyp entgegenzukommen. In der Schule wird nur Sachkenntnis bewertet, im Beruf oft nur nach Zeugnissen oder fachlichen Kompetenzen gefragt. Durch diese Erziehung entstehen immer mehr Analphabeten der Gefühle, welche widerstandslos konsumieren, was ihnen eingeordnet wird, und in ihrer Freizeit oft Leere und Hilflosigkeit spüren. Die Leute wissen nichts miteinander anzufangen, suchen nur mehr außen nach Orientierungshilfen und verlieren mehr und mehr die Sensibilität für die zarten Stimmen ihrer inneren Bedürfnisse.

Man muß sich nur ansehen, mit welcher Begeisterung Kinder Werbespots im Fernsehen verschlingen. Dies hängt damit zusammen, daß ihnen hier in sehr grober Weise suggeriert wird, wie sie zu empfinden haben, was eigentlich gut sei und was ihre Wünsche seien. Gerade der Mensch, nach Portmann, ein extrem instinktives und nach Gehen ein weltoffenes Wesen, ist für eine derartige Manipulation seiner Bedürfnisse besonders anfällig. Mitunter kommt es zu einer völligen Abstumpfung und Abtötung der Wahrnehmung des eigenen Innenlebens, so daß diese ersticken Stimmen gar nicht mehr hörbar werden können, es sei denn, sie brechen im Wahn gewaltsam als akustische Halluzinationen durch.

Gewiß ist es kein Zufall, daß die Alten den Propheten, den „Seher“, blind darstellten. Gerade die Abschirmung von den oft ablenkenden Außenreizen erhöht die Einfühlung in größere Zusammenhänge. Auch ist es bekannt, daß bei Zuständen starker Gefühlserregung die nüchterne, klare Wahrnehmung der Außenwelt herabgesetzt wird. Humoristisch stellt Heine den Zustand der Verliebtheit solcherart dar: „... dunkler wird es Dir im Kopfe, heller wird es Dir im Herzen.“

Eine wichtige Konsequenz, welche diese Fehlentwicklung zumindest teilweise verhindern könnte, wäre, all den Berufsgruppen, die mit Menschen zu tun haben, auch vermehrt emotionale Kompetenzen zu vermitteln. Beispielsweise ist die traditionelle Lehrer-Schüler-Kommunikation betont auf der Sachebene, und ihre Richtung ist sehr oft einseitig vom Lehrer zum Schüler. Neue didaktische Modelle, welche mehr Selbsterfahrung der Lehrer und andere Formen der Kommunikationsvermittlung mit Betonung der emotionalen Komponente zulassen, bieten hier eine Chance.

Auch in der Medizin ist der Dialog zwischen Patient und Arzt sehr deformiert worden. Während der alte

Hausarzt neben seiner medizinischen Funktion noch als Ratgeber, oft fast als Mitspieler im Familiensystem fungierte, ist heute der Dialog zwischen Arzt und Patient manchmal auf das Erfassen von Laboraten und das konsequente Verordnen von Medikamenten reduziert. Damit wird eine wichtige Funktion der ärztlichen Versorgung ignoriert, was sich auch in dem vermehrten Zustrom zu Heilpraktikern und Homöopathen zeigt. Außerdem ist bekannt, daß eine große Anzahl von psychosomatischen Symptomen, dadurch, daß man darüber redet, tatsächlich verändert werden kann. Eine vermehrte Einbeziehung derartiger psychotherapeutischer Komponenten in die medizinische Versorgung wäre zweifellos wirksam. Der holländische Psychiater Kuiper hat in seinem Buch „Verschwörung gegen das Gefühl“ dafür plädiert, daß in der Ausbildung der Mediziner wieder stärker die menschliche, gefühlsmäßige Seite des Arztberufes berücksichtigt wird.

Beispielsweise sollen Gefühle der Ohnmacht gegenüber Krankheit und Tod nicht gleich bei der ersten Begegnung mit diesen Phänomenen abgewehrt werden, sondern es soll ein Weg gefunden werden, damit umzugehen.

Ein Patient ist nicht erst dann wirklich Gegenstand der Wissenschaft, wenn sein Gehirn in einem Topf Formalin gelandet ist. Wissen wir doch, daß der Mensch am glücklichsten lebt, wenn die verschiedenen Funktionen von Wissen und Verstehen, Begehren und Wünschen, Fühlen und Wollen miteinander im Gleichgewicht stehen oder, anders ausgedrückt, integriert sind.

Sicherlich haben die naturwissenschaftlichen Methoden eine nie dagewesene Bewältigung der Umwelt mit sich gebracht. Diese Methoden versagen aber, wenn man die gefühlsmäßige Verständigung der Menschen miteinander zu erfassen versucht. Dabei lassen wir uns von naturwissenschaftlichen Argumenten derartig beherrschen, daß es als irgendwie lächerlich gilt, Gefühlsargumente ins Treffen zu führen. Beispielsweise darf man sagen, daß es schlecht für die Trinkwasserversorgung ist, wenn ein Bach stark verschmutzt ist; zu sagen, daß einem die Schlingpflanzen, die Libellen und der Anblick der Kieselsteine am Grunde des dahinscherrenden Wassers abgehen und daß einen dies traurig stimmt, würde als sentimental abgetan.

Wenn es nicht gelingt, die Gefühle wieder ernster zu nehmen, in Familie, Schule, Medizin und Politik genauso zu beachten wie die Sachzwänge, wird die allgemeine Kommunikationsstörung der Menschen mitein-

ander nur noch zunehmen. Die Beziehungen zwischen den Menschen werden dann ausschauen wie eine moderne Vorstadt. Wenn in diesen Siedlungen Stromversorgung, Heizung, Wasserzufuhr, Müllabfuhr auch tadellos funktionieren, so bleibt doch der Eindruck, daß sie oft häßlich, öde und trübsinnig aussehen mit ihren monotonen Gassen und gleichförmigen Fassadenreihen.



BÜRGERBETEILIGUNG IN DER GEMEINDE: BEDINGUNGEN, PROBLEME UND INTERESSEN

Bürgerbeteiligung ist ein schillernder Begriff: einerseits umfaßt er ein weites Feld sehr unterschiedlicher Tätigkeiten — von der Betätigung in Vereinen, Klubs, im Pfarrgemeinderat über soziales Engagement in der Nachbarschaft und in Selbstorganisationsgruppen bis hin zu politischen Protestaktionen und zur Teilnahme an Wahlen¹⁾; andererseits aber erlaubt eben diese Diffusität, Beteiligung auch in der politischen Praxis unterschiedlich zu definieren — was den einen schon als Höchstmaß an bürgerschaftlicher Beteiligung erscheint, mag für andere nur eine geschickte Art administrativer Öffentlichkeitsarbeit darstellen.²⁾ Obwohl also die Grenzen der einzelnen Aktivitätsformen wie -felder oft recht fließend verlaufen und Grund zur Annahme besteht, daß eine ausgeprägte „Kultur der Partizipation“ etwa im Sozialbereich auch einer stärkeren Teilnahme am politischen Leben förderlich ist, sollte der „genuin politische Bereich“ doch gesondert behandelt werden — und dies nicht nur wegen unterschiedlicher Motivation und Möglichkeiten der Beteiligung, sondern auch wegen des besonderen Stellenwertes, der politischen Entscheidungen aufgrund ihres kollektiv verbindlichen (und das kann dann eben auch heißen Zwangs-)Charakters zukommt.

Grenzt man „politische Beteiligung“ auf „Entscheidungs-beteiligung“ ein, so stellt sich zunächst die Frage nach dem **Interesse an der Entscheidungs-beteiligung**: die lobenden Worte der Parteiprogramme und die diesbezüglichen Absichtserklärungen der Gemeindeverwaltung sollten nicht darüber hinwegtäuschen, daß verschiedene Gruppen ein unterschiedliches Beteiligungsinteresse haben; sei es ein prinzipielles „Für“ oder „Wider“; sei es ein graduelles Interesse oder ein solches Pro oder Kontra bestimmte Formen der Partizipation.

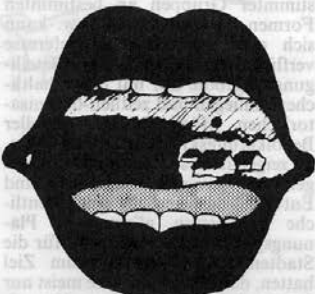
Zu den „positiv Interessierten“^{3a)} zählen zunächst einmal die von Planungsmaßnahmen der Gemeinde (bzw. anderer Planungsträger, seien sie nun „privater“ oder „öffentlicher“ Natur) **Betroffenen**. Wobei man hier ein **Veränderungsinteresse** — etwa Umwidmung eines Grund-

stückes zugunsten einer bestimmten Nutzungsart, Verbesserung oder Erstellung der kulturellen Infrastruktureinrichtungen, aber auch Ausbau der Stadtautobahnen (seitens der Autofahrer, die in einem anderen Stadtviertel wohnen) — von einem **Verhinderungsinteresse** unterscheiden kann. Letzteres richtet sich gegen eine tatsächlich eintretende oder auch nur befürchtete Verschlechterung bestehender Lebensbedingungen und herkömmlicher Anschauungen wie Lebensweisen: Das Spektrum reicht hier von der Abwehr zunehmender Lärm- und Schmutzbelastung bis zur Abneigung gegen soziale Randgruppen (siehe die — freilich auch von den etablierten „Parteilpolitikern“ geförderte — Kampagne gegen die geplante Drogenheilstätte in Mödling).

Gleichfalls an Partizipation interessiert zeigen sich Teile des **Verwaltungsapparates** wie auch einzelne **Politiker und Parteien** (meist in der Opposition). Dieses Interesse mag einerseits einem basisdemokratischen Demokratieverständnis entspringen — der seltenere Fall —, andererseits die steigende Unzufriedenheit mit den überkommenen, bürokratisch und technisch gefilterten Entscheidungsgrundlagen widerspiegeln. Mitunter verweist es auch auf das Bedürfnis nach einer verstärkten **Legitimationsbasis** des politischen Systems als Ganzem oder auch nur nach der Rechtfertigung einzelner, als kontroversiell angesehener Maßnahmen und Projekte (als typisches Beispiel sind hier die von der Regierung oder der Verwaltung selbst initiierten Volksabstimmungen und -befragungen zu nennen). Schließlich dürften auch größere private Planungsträger — etwa eine Firma, die sich im Viertel ansiedeln will — mitunter eine Mitsprache der Bürger unter Umständen positiv bewerten: sei es, weil man sich davon ein „positives Image“ erwartet, sei es, daß man mögliche Konflikte schon im voraus berücksichtigen und durch „gute Kontakte“ vor der endgültigen Entscheidung möglichst gering halten möchte. Ein negatives Interesse^{3b)} an Bürgerbeteiligung besitzen zunächst alle jene Institutionen und Gruppen, die

auf eine rein egoistische Interessendurchsetzung bedacht und angewiesen sind — als Musterbeispiel stehen hier **Spekulanten** und **rein parteipolitisch** motivierte Projekte (etwa Veränderung der politischen Mehrheitsverhältnisse im Viertel durch Ansiedlung von — als politisch „zuverlässig“ — perzipierten — neuen Bewohnern). Differenzierter zu sehen ist dagegen die Haltung des Großteils der **etablierten Partei- und Verwaltungsapparate**: sie nehmen Partizipation oft als „Störfaktor“ wahr, der von „Unwissenden“ und „uninformierten Dilettanten“ gegen die „fachlich qualifizierte“ und „bewährte“ Verwaltung gerichtet wird. Zum Teil bestehen hier aber auch Bedenken aufgrund eines rein repräsentativen Demokratieverständnisses bzw. ehrliche Befürchtungen, daß aktive Minderheiten ihre Anliegen auf Kosten der schweigenden Mehrheit durchsetzen könnten.

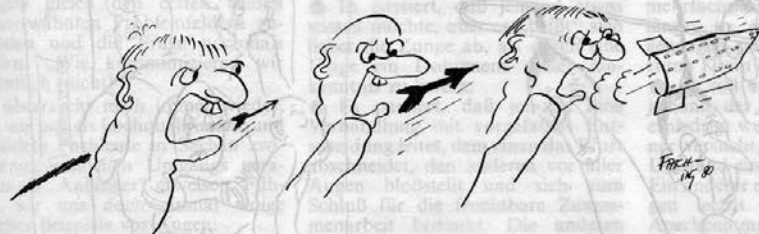
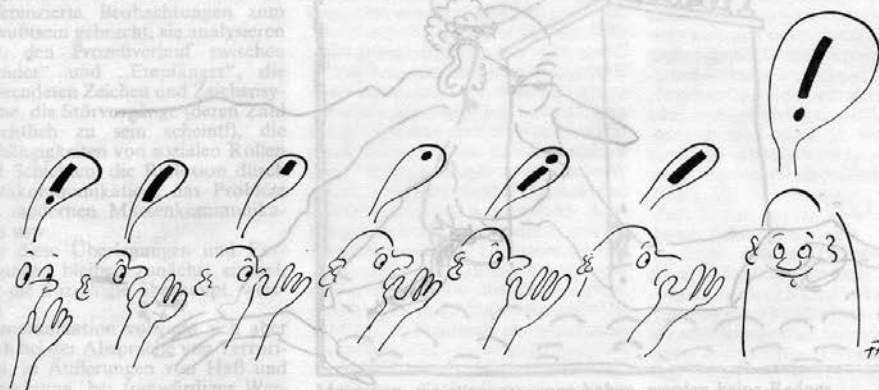
Gleichfalls skeptisch zeigen sich jene **Interessen und Gruppen**, die schon **bisher** von der öffentlichen Planung in den Entscheidungsprozeß **einbezogen** worden waren (etwa Interessenvertretungen, andere öffentliche Instanzen, große Unternehmer u. a. m.) und von der Ausweitung der Entscheidungsbeteiligung eine Beeinträchtigung der eigenen Position bzw. eine Infragestellung ihres Vertretungsmonopols befürchten.



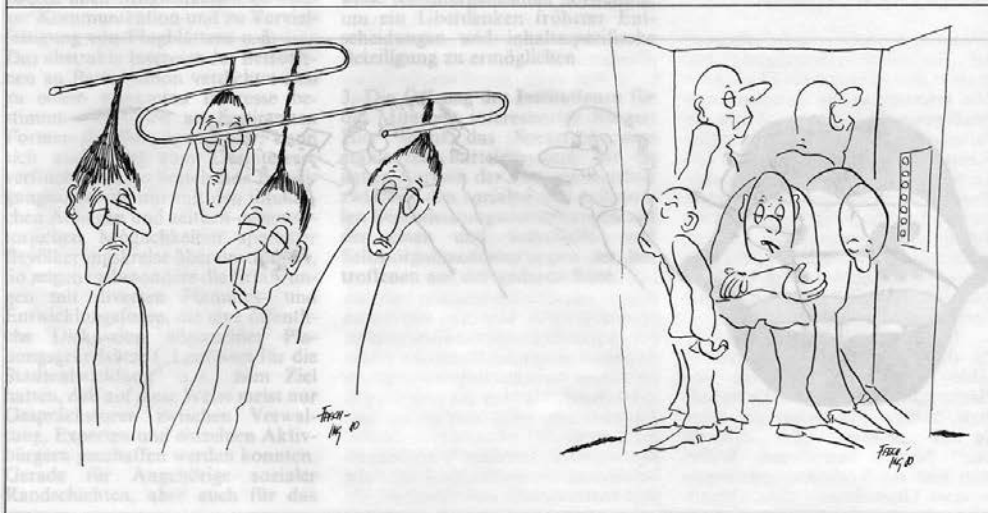
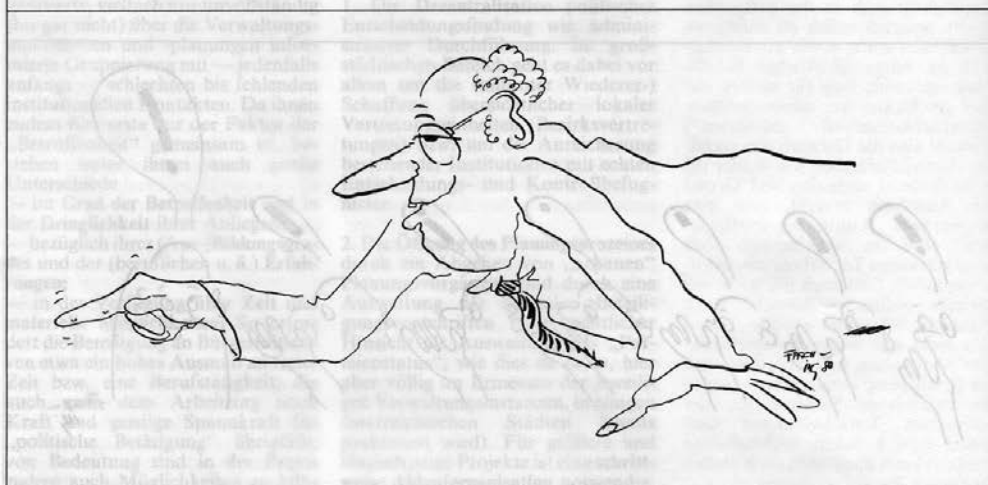
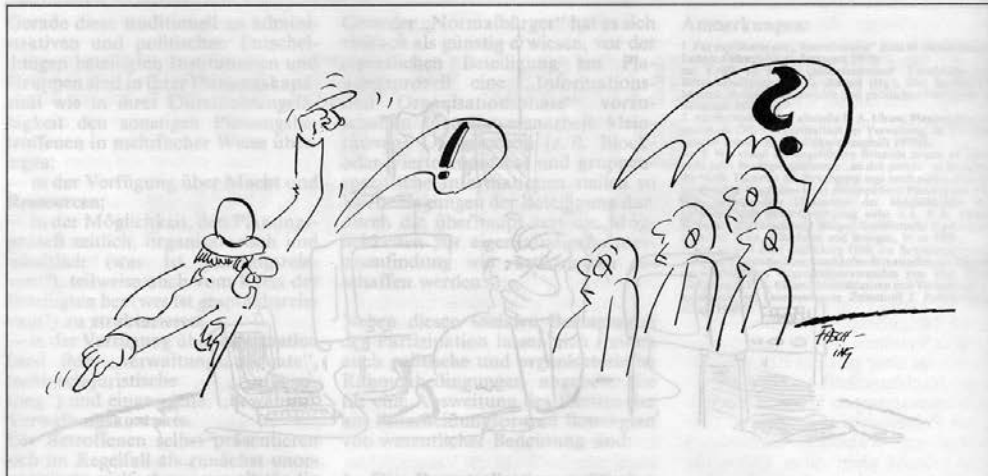
THEMENZENTRIERTE INTERAKTION (TZI)



haben entsprechend ihrem Wissen-



Die 1980er Jahre waren eine Zeit, in der die Kunstszene in Deutschland und Europa im Allgemeinen eine große Vielfalt an Stilen und Themen erlebte. In der DDR wurde die Kunst oft als Mittel zur politischen und sozialen Kritik genutzt, während in der BRD die Kunst mehr als ein Ausdruck der individuellen Freiheit und des persönlichen Ausdrucks gesehen wurde. Die Kunstszene in der DDR war stark von der staatlichen Kontrolle und Zensur geprägt, während in der BRD die Kunstszene mehr Freiheit und Vielfalt erlebte. Die Kunstszene in der DDR war stark von der staatlichen Kontrolle und Zensur geprägt, während in der BRD die Kunstszene mehr Freiheit und Vielfalt erlebte.



THEMENZENTRIERTE INTERAKTION (TZI)

Menschen, die etwas zu sagen haben, werden keine Redner (Politiker?).

Ist Ihr Selbstwertgefühl jetzt ein wenig gestört? Oder haben Sie vielleicht doch etwas zu sagen? Wer hat überhaupt das „Sagen“?

Wer sagt wem, was, wie, wann und vor allem warum? Viele Fragen, alle aber laufen auf das eine Phänomen hinaus, auf die **Kommunikation**.

Was meint nun Kommunikation in seiner allgemeinsten Bedeutung? Es handelt sich um den Austausch von Informationen, also von Nachrichten und Mitteilungen jeglicher Art durch sprachliche und nichtsprachliche Zeichen. Psychologie und Soziologie haben entsprechend ihrem Wissenschaftsverständnis hier zahlreiche differenzierte Beobachtungen zum Bewußtsein gebracht, sie analysieren z.B. den Prozeßverlauf zwischen „Sender“ und „Empfänger“, die verwendeten Zeichen und Zeichensysteme, die Störvorgänge (deren Zahl beachtlich zu sein scheint!), die Abhängigkeiten von sozialen Rollen und Schichten, die Reflexion durch Metakommunikation, das Problem der modernen Massenkommunikation usw.

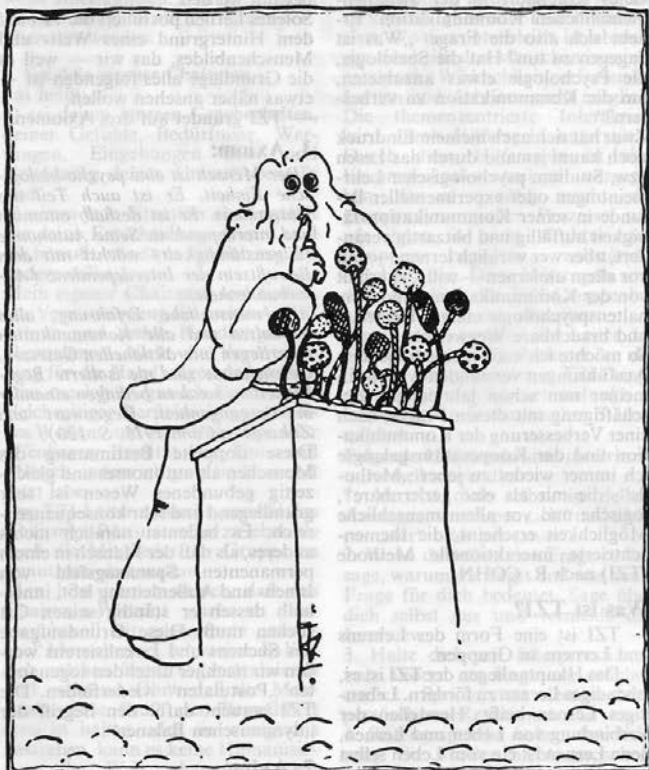
Alle diese Überlegungen und Forschungen bleiben zunächst einmal, wie die Soziologie überhaupt, wertfrei.

Kommunikation vollzieht sich aber auch bei der Absprache von Terroristen, in Äußerungen von Haß und Verachtung, bei fragwürdiger Werbung, beim Konsum von Pornobilddern und -filmen, in zweifelhaften Presseverlautbarungen. Wer von Kommunizieren spricht, müßte also schon genauer sagen, was er meint. Ich möchte mich in meinen Ausführungen gleich den ersten beiden oben erwähnten Problemfeldern zuwenden und die Frage nochmals stellen: „Wie kommunizieren wir eigentlich (nicht)?“

Es überrascht mich immer wieder, wie wir uns als hochqualifizierte und gebildete Fachleute in Sachen zwischenmenschlichen Umgangs geradezu als „Anfänger“ erweisen. Führen wir uns doch einmal einige solcher Beispiele vor Augen:

- Da passiert es, daß jemand länger als eine Stunde einen Vortrag vom Blatt abliest; zum Schluß klatschen alle höflich Beifall.

- Da schreibt ein Kommunikations-Experte als ersten Satz in einem Vorwort: „Wissenschaft ist immer Moment im Realprozeß ihres Gegenstandes, welcher im allgemeinen wie



Menschen, die etwas zu sagen haben, werden keine Redner

im besonderen der von der von den Einzeldisziplinen erfaßten Einzelheiten Momente der gesellschaftlichen Totalität umfaßt und ihr vermittelt ist.“

- Es passiert, daß jemand etwas wissen möchte, aber er „beißt“ sich lieber die Zunge ab, als durch eine Frage ein Dokument seiner Unkenntnis zu liefern.

- Es passiert, daß jemand eine Verhandlung mit vorgefaßter Entscheidung leitet, dem einen das Wort abschneidet, den anderen vor aller Augen bloßstellt und sich zum Schluß für die fruchtbare Zusammenarbeit bedankt. Die anderen blicken sich vielsagend an — und sagen nichts.

- In einer Konferenz geht es mitunter hoch her: Mehr und mehr geraten einige Teilnehmer aneinander, suchen fieberhaft nach jeder Gesprächslücke, um als erster hineinzuspringen, die eigene Kompetenz herauszustreichen, dem anderen Feh-

ler nachzuweisen und die eigenen Interessen hinter guten Sachargumenten zu verstecken. Der größte Teil der Beiträge sind Racheakte für erlittene „Wunden“. Jemand, der mehrfach übergangen wurde, ist längst in die innere Emigration gegangen und denkt sich: „Macht euren Kram doch alleine.“

- Es soll vorgekommen sein, daß jemand, der als Kind gehänselt und erniedrigt wurde, nun als Erwachsener versucht, sich unter gar keinem Umstand eine Blöße zu geben. Ein anderer mit ähnlichen Erfahrungen lechzt in jedem Satz nach Anerkennung.

- Es passiert, daß ein „gut gemeintes“ Wort den anderen zum Kochen bringt. — Und es passiert, daß jemand mit gewählten Worten und ausgefeilter Syntax „um den heißen Brei“ herumredet. Und auch, daß jemand sagt: „Hat mich sehr gefreut!“ und bei sich denkt: „Hat mich sehr geärgert!“

Und mancher hört gar nicht wieder zu reden auf. **Und mancher reden gar nicht mehr miteinander.**

Aus der angeführten Problemlandschaft wird uns allen bewußt, daß vieles schief läuft in der zwischenmenschlichen Kommunikation. Erhebt sich also die Frage: „Was ist dagegen zu tun? Hat die Soziologie, die Psychologie etwas anzubieten, um die Kommunikation zu verbessern?“

Zwar hat sich nach meinem Eindruck noch kaum jemand durch das Lesen bzw. Studium psychologischer Lehrmeinungen oder experimenteller Befunde in seiner Kommunikationsfähigkeit auffällig und blitzartig verändert, aber wer wirklich lernen — und vor allem umlernen — will, der erhält von der Kommunikations- und Verhaltenspsychologie einiges Rüstzeug und brauchbare Wegweiser.

So möchte ich auch meine folgenden Ausführungen verstanden wissen. In meiner nun schon jahrelangen Beschäftigung mit diesen Fragen nach einer Verbesserung der Kommunikation und der Kooperation gelange ich immer wieder zu jener „Methode“, die mir als **eine** „erlernbare“, logische und vor allem menschliche Möglichkeit erscheint, die themenzentrierte interaktionelle Methode (TZI) nach R. COHN.

Was ist TZI?

— TZI ist eine Form des Lehrens und Lernens in Gruppen.

— Das Hauptanliegen der TZI ist es, lebendiges Lernen zu fördern. Lebendiges Lernen heißt: Herstellen der Verbindung von Leben und Lernen, denn Lernen ist ein vom Leben selbst geforderter Prozeß. Wirkliche Lebendigkeit ist ursprünglich ein Merkmal allen wirklichen Lernens, wir können dies zum Beispiel beim spielenden Kind — das spielend lernt und lernend spielt — beobachten.

— Lebendiges Lernen ist das Gegenteil von totem Lernen, von Pauken und Abfragen, von Lernen, in welchem die emotionale und soziale Ebene ausgeschaltet oder vernachlässigt ist.

— Im lebendigen Lernen fließen Sach-, Persönlichkeits- und Beziehungsebene zusammen.

Auf der **Sachebene** geht es um Stoffvermittlung und Lösung der zur Stofffassung und -verarbeitung gehörigen Probleme.

Auf der **Persönlichkeitsebene** geht es um die Entfaltung der individuellen Persönlichkeit: Es geht um die Sensibilisierung des Individuums gegenüber sich selbst, seinen Gefühlen, Stimmungen und Einstellungen und um das Erlernen der Fähigkeit, sich ändern mitzuteilen. Abbau von Angst und Abwehr helfen dem einzelnen, sein Selbstvertrauen und

seine Ich-Funktionen zu stärken. Jeder einzelne soll letztlich Verantwortung für sein Lernen übernehmen und sich seiner Eigenständigkeit und seines Verwiesenseins auf andere bewußt werden.

Solches Lernen postuliert die TZI auf dem Hintergrund eines Welt- und Menschenbildes, das wir — weil es die Grundlage alles folgenden ist — etwas näher ansehen wollen.

— TZI gründet auf drei Axiomen:

1. Axiom:

„Der Mensch ist eine **psycho-biologische Einheit**. Er ist auch Teil des **Universums**. Er ist deshalb **autonom und interdependent**. Seine **Autonomie (Eigenständigkeit)** wächst mit dem **Bewußtsein der Interdependenz (Allverbundenheit)**.“

Alle menschliche Erfahrung, alles Verhalten und alle Kommunikation unterliegen interaktionellen Gesetzen. *Geschehnisse sind nie isolierte Begebenheiten, sondern bedingen einander in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft!* (Cohn 1975, S. 120).

Diese doppelte Bestimmung des Menschen als autonomes und gleichzeitig gebundenes Wesen ist sehr grundlegend und sehr konsequenzreich: Es bedeutet nämlich nichts anderes, als daß der Mensch in einem permanenten **Spannungsfeld** von Innen- und Außenliege lebt, innerhalb dessen er ständig seinen Ort suchen muß. Diese Grundaufgabe des Suchens und Lokalisierens werden wir nachher unter den sogenannten „Postulaten“ wiederfinden. Die TZI braucht dafür den Begriff der „dynamischen Balance“.

2. Axiom:

„**Ehrfurcht gebührt allem Lebendigen und seinem Wachstum. Respekt vor dem Wachstum bedingt bewertende Entscheidungen. Das Humane ist wertvoll; Inhumanes ist wertbedrohend**“ (Cohn 1975, S. 120).

Wenn schon vorher, im 1. Axiom, mit dem Begriff des Allverbundenen und des Gestaltischen eine bestimmte Grundhaltung durchschimmerte, wird mit diesem 2. Axiom vollends deutlich, daß der TZI eine humanistische Auffassung zugrunde liegt. Tatsächlich läßt sich TZI im Bereich der sogenannten „humanistischen Psychologie“ ansiedeln. Zwischen TZI und Gestalttherapie bestehen enge Zusammenhänge. Äußerlich sichtbar wird dies dadurch, daß in der Methode selbst Gestalttechniken einfließen oder zum Beispiel in der Hilfsregel, auf eigene und fremde Körpersignale zu achten.

3. Axiom:

„**Freie Entscheidung geschieht innerhalb bedingender innerer und äußerer Grenzen. Erweiterung dieser Grenzen**

ist möglich“ (Cohn 1975, S. 120).

Zusammenfassend können wir sagen, daß die 3 Axiome der TZI die Grundauffassung der humanistischen Psychologie (vertreten etwa durch Carl Rogers) widerspiegeln. Sie implizieren ein Menschenbild, dessen wichtigste Merkmale die **Ganzheit** des Menschen, seine **Autonomie und Interdependenz** und seine **Entwicklungs- beziehungsweise Entfaltungsmöglichkeiten** darstellen.

Das System der TZI

Es ist hilfreich, sich das TZI-System in vereinfachter Weise als ein Dreieck vorzustellen. Ein Dreieck, dessen 3 Eckpunkte die 3 Faktoren **Ich, Wir und Es** darstellen.



Ich: die einzelne **Person** in ihrer Individualität und Eigenständigkeit
Wir: die **Gruppe** aller Lernenden = Kommunizierenden

Es: das **Thema**, die Aufgabe oder der Gesprächsgegenstand, mit dem sich die Gruppe befaßt.

— Dem Thema kommt in der interaktionellen Gruppe besondere Bedeutung zu, es ist Mittelpunkt der Gruppe (vgl. „themenzentrierte Interaktion“). Diese Mittelpunktstellung hat gruppenbildende Funktion. Das heißt: Dadurch, daß sich die Mitglieder einer Gruppe dazu versammeln, an einer bestimmten, vorgegebenen Thematik zu arbeiten, entsteht bereits eine Verbindung unter ihnen.

— Durch das Interaktionsdreieck ist die Gruppensituation in erheblichem Maße strukturiert.

Es ist zum Beispiel in einer TZI-Gruppe ausgeschlossen, daß die gesamte Gruppe stundenlang durcheinanderredet, ohne daß auf die Thematik und die Beiträge der Mitglieder Bezug genommen wird. Der TZI-Leiter muß dafür sorgen, daß diese sogenannte „Störung“ behoben, das heißt kurz bearbeitet wird, damit wieder am Thema gearbeitet werden kann. Zur Behebung von Störungen setzt der Leiter konkrete Strukturen. Die gesamte Struktur, welche das Dreieck darstellt, soll den Teilnehmern von Anfang an ein gewisses Maß an emotionaler Sicherheit bieten, unnötige Frustrationen ersparen und der Gruppe bei der Lösung ihrer Aufgabe eine Hilfe sein.

— Die Gruppe und die konstituierenden Elemente **Ich, Wir und Es** sind im Zusammenhang mit den Umweltbedingungen zu sehen, unter denen die Gruppe existiert. Die Gesamtheit dieser äußeren Einflüsse wird im Modell durch den **Globus**

markiert, eine dreidimensional und geschichtet (Zwiebel) zu denkende Kugel, die das Interaktionsdreieck gleichsam einbettet. Es ist sehr wichtig, diese äußeren Einflüsse zu beachten. Sie bestimmen die Prozesse in der Gruppe in erheblichem Maße. Zu diesen äußeren Einflüssen gehören zum Beispiel:

- die persönliche Umwelt der beteiligten Individuen: Berufswelt, Familienzugehörigkeit,
- die Kultur der Bezugsgruppen und Schichten, der sie angehören,
- das übergreifende soziale, ökonomische und kulturelle System der Gesellschaft und ihrer Subsysteme (vgl. Heigl-Evers 1973, S. 251).

● Situative Gegebenheiten (Ort, Zeit, Räumlichkeiten usw.).

— Es ist für das TZI-System charakteristisch, daß die drei Elemente: Ich, Wir und Es als gleichwertig gelten und daß die Umweltbedingungen berücksichtigt werden. In der gut funktionierenden interaktionellen Gruppe befinden sich diese Elemente deshalb im Gleichgewicht. Dieses Gleichgewicht ist niemals statisch, sondern immer fließend („dynamische Balance“). Sobald einer der drei Faktoren in der Gruppe vernachlässigt wird, entsteht ein Ungleichgewicht: Sei es, daß die Gruppe zu stark vom Thema abkommt, sei es, daß der einzelne mit seinen Bedürfnissen zu kurz kommt oder daß Prozesse innerhalb der Gruppe zu wenig berücksichtigt werden. Es entsteht dann aus der interaktionellen Gruppe je nachdem eine therapeutische Gruppe oder eine akademische Lerngruppe.

Vielleicht prüfen Sie kurz für sich, wieweit Ihre persönlichen Bedürfnisse im Augenblick Erfüllung erfahren. Es ist nicht gesagt, daß dies jederzeit für jedermann möglich ist. Wenn aber ein Zustand unerfüllter persönlicher Bedürfnisse in einer Lernsituation über längere Zeit andauert, ist lebendiges Lernen nicht möglich.

— Zusammengefaßt:

Die drei Strukturelemente des TZI-Modells sind

- das **Interaktionsdreieck**, das die gegenseitige Beziehung von Ich, Wir und Thema darstellt,
- die **Kugel**, Symbol für die Umwelt beziehungsweise äußere Realität der Gruppe,
- die **Balance** innerhalb des Dreiecks als Ziel und Voraussetzung einer optimalen Entwicklung und Arbeitsleistung.

Postulate der TZI

Wir haben in zweierlei Hinsicht den Hintergrund der TZI etwas zu beleuchten versucht. Einmal von den Axiomen her und dann von dem TZI-Modell, vom sogenannten Interaktionsdreieck her.

Als Ableitung von den Axiomen und auf dem Hintergrund des Modells lassen sich jetzt die sogenannten Postulate der TZI besser verstehen. Chairman ist englisch beziehungsweise amerikanisch. Es kann deutsch nur unzulänglich mit „Vorsitzender“ übersetzt werden.

1. Sei dein eigener Chairman, das heißt:

- a) sei deiner **inneren Gegebenheiten**, deiner Gefühle, Bedürfnisse, Wertungen, Eingebungen usw. und gleichzeitig **deiner Umwelt** bewußt und
- b) nimm jede Situation als Angebot für deine Entscheidung. Nimm und gib bewußt, wie du es für dich und für andere willst.

Mein eigener Chairman sein bedeutet, Verantwortung für **meine** Anteilnahme und **meine** Handlungen zu übernehmen. **Nicht** die Verantwortung für die Handlungen der **anderen**. Dies tue ich so gut ich kann, unter gleichzeitiger Berücksichtigung meines Willens und der vermuteten oder offenbaren Realität der Um- und Mitwelt, indem ich ganz im Hier und Jetzt lebe.

Der TZI-Leiter versucht, sowohl das Chairman-Postulat selbst zu leben als auch die Mitglieder der Gruppe zu ermutigen, dies zu tun. Man hört immer wieder, daß das Chairman-Postulat viel zu anspruchsvoll für sogenannte „einfache“ Menschen sei. Ich meine: Es läßt sich solches üben, sogar trainieren und zweitens: Ohne daß die Menschen diese Stufe der Bewußtheit erreicht haben oder sie wenigstens anstreben, kann es keine Humanisierung der Welt, aber auch kein wirkliches, ganzheitliches, lebendiges Lernen geben.

Meine Erfahrung ist, daß der Versuch der Mitglieder einer Gruppe, nach dem Chairman-Postulat zu leben, die Kommunikation in jeder Beziehung positiv beeinflusst.

2. Störungen haben den Vorrang

Die Wirklichkeit des Menschen ist, daß seine Gedanken und Handlungen von einem lebendigen Körper und von einer gefühlbewegten Seele getragen sind. Diese Wirklichkeit anerkennen heißt: „Störungen“ in Form von Schmerz, Angst, Freude, Zerstreuung, Antipathien als eine Realität zu akzeptieren, anzusprechen.

Störungen haben **de facto** den Vorrang. Das heißt, sie sind im Vordergrund und halten den Lernenden davon ab, mit dem Vorgegebenen in Kontakt zu bleiben.

In vielen Gruppen, in Schulklassen, Vorlesungssälen usw. bleibt den von Störungen Betroffenen in der Regel nichts anderes übrig, als „innerlich zu

emigrieren“, weil kein Raum für die Bearbeitung von Störungen ausgespart ist. In der TZI-Gruppe ist es anders: Störungen werden nicht negativ bewertet, sondern als Realität akzeptiert. In der Gruppe werden sie vom Mitglied oder Leiter thematisiert. Wo dies unterbleibt, ist lebendiges, das heißt den Menschen in seiner gesamten Wirklichkeit erfassendes Lernen und Arbeiten nicht möglich. Die themenzentrierte Interaktion wird durch Hilfsregeln unterstützt. Durch diese Hilfsregeln ist eine Kommunikationsstruktur vorgegeben, die es unnötig macht, die gruppendynamischen Prozesse, wie wir ihnen in nicht strukturierten Gruppen begegnen, vollständig durchzuleben. Diese Hilfsregeln sind dem Mitglied der TZI-Gruppe bekannt und von ihm akzeptiert.

Wenn nötig, erinnert der Leiter der TZI-Gruppe die Teilnehmer an die Regeln. Gruppenleiter in TZI-Gruppen ist eine wichtige Arbeitsfunktion und nicht ein hierarchisches Statussymbol.

Folgende Hilfsregeln sind im Prinzip universell anwendbar:

1. Vertritt dich selbst in deinen Aussagen; sprich per „ich“ und nicht per „wir“ oder per „man“.
2. Wenn du selbst eine Frage stellst, sage, warum du fragst und was deine Frage für dich bedeutet. Sage über dich selbst aus und vermeide das Interview.
3. Halte dich mit Interpretationen von andern so lange als möglich zurück. Sprich statt dessen deine persönlichen Reaktionen aus.
4. Seitengespräche haben den Vorrang. Sie würden nicht geschehen, wenn sie nicht wichtig wären.
5. Nur einer zu gleichen Zeit, bitte.
6. Beachte Signale aus der Körpersphäre bei dir und bei anderen.
7. Sei authentisch und selektiv in deinen Kommunikationen. Mache dir bewußt, was du denkst und fühlst, und wähle, was du sagst und tust.
8. Sei zurückhaltend mit Verallgemeinerungen.
9. Wenn du etwas über das Benehmen oder du etwas Charakteristisches eines andern Teilnehmers aussagst, sage auch, was es dir bedeutet, daß es so ist, wie du ihn siehst.

Schlussbemerkung:

Meine Erfahrung ist, daß früher oder später jeder von uns auf solche oder ähnliche Regeln stößt. Sie sind denn auch in der TZI keine Heiligtümer, sondern Hilfen, die je nachdem erweitert, eingeschränkt oder modifiziert werden können.

Literatur:
Burkenbühl, V. — Kommunikationstraining, Goldmann, Band 10539.
Cohn, R. — Von der Psychoanalyse zur themenzentrierten Interaktion. Klett, Stuttgart 1975.
Fittkan, B. et al. — Kommunizieren lernen (und umlernen). Westermann, Braunschweig 1977.

UNSERE UNBEWÄLTIGTE MONARCHIE POLITIKER ZWISCHEN DIENER UND HERRSCHER

Vorbemerkung:

Die Kommunikation zwischen Bürger und Politiker kann man unter verschiedensten Gesichtspunkten sehen, z.B. wie der Kontakt verbessert werden kann oder wie sich Politiker verständlicher machen können. Unter diesem technischen Aspekt haben viele Theoretiker und Trainer gearbeitet, ohne meines Erachtens ausreichend ein Bewußtsein über die Bedeutung und den Sinn von Kommunikationsstrukturen herzustellen. Ich versuche hier anzudeuten, wie ich mir eine Analyse der Kommunikation zwischen Bürger und Politiker vorstelle, aus der mehr Einsicht über unsere politischen Strukturen und alternative Konsequenzen für praktische Fragen folgen.

Zur Methode:

Ich benutze eine einfache Verfremdungsmethode, wie sie häufig angewendet wird, und beschreibe an einigen Beispielen den Verlauf der Kommunikation zwischen Bürger und Politiker aus der Sicht eines Beobachters, der die Regeln der Kommunikation nicht selbstverständlich findet und Vergleiche mit ihm bereits bekannten Bereichen anstellt. Konkret könnte man sich einen Beobachter aus einem anderen Kulturkreis vorstellen oder einen „Marsmenschen“.

Bericht des Beobachters:

Der demokratische Staat: Bürger und Politiker

Die Bürger leben in einer Demokratie und haben eine Verfassung, in der steht, daß vom Volk ausgehen soll, wie sie zusammenleben und die damit entstehenden Konflikte lösen wollen. Um nicht bei jedem Problem mit jedem Menschen reden zu müssen, haben die Bürger Parteien gegründet und den Beruf des Politikers geschaffen, der stellvertretend für die Bürger Probleme lösen und entscheiden muß. Die Politiker erbringen eine Dienstleistung für die Bürger, sie sind die Angestellten der Bürger, die die unangenehme Arbeit erledigen müssen, Streitigkeiten zwischen unterschiedlichen Interessen zu schlichten und Entscheidungen über künftige Entwicklungen zu treffen. Die Politiker als Angestellte und die Parteien als Dienstleistungsbetriebe können auch gekündigt werden, wenn die Bürger als ihre Auftraggeber nicht mehr mit ihrer Arbeit zufrieden sind. All das ist in der Verfassung und in Programmen festgehalten und gibt den Bürgern das Gefühl, frei zu sein und in einer Demokratie zu leben, wie sie das nennen.

Wahlkampf:

In dieser Demokratie gibt es ein besonders schwieriges Problem: Wie kann garantiert werden, daß die Politiker tatsächlich die Anliegen der Bürger vertreten und nicht ihre eigenen oder die einiger weniger Bürger? Am einfachsten wäre, wenn sich die Bürger über ihre Vorstellungen und Wünsche möglichst konkrete Vorstellungen machten und dann diese bekanntgäben, worauf sich Politiker bewerben könnten und nachweisen müßten, warum gerade sie diese Vorstellungen und Wünsche besonders gut vertreten können. So ein Verfahren ist üblich, wenn ein Auftraggeber etwas „aufschreibt“, worauf sich Leute bewerben und dann ausgewählt werden.

Tatsächlich erfolgt aber die Auswahl der Politiker anders: Die Politiker werben für sich und kämpfen gegeneinander. In der Werbung behaupten sie in allgemeiner Form, daß sie bisher gut gearbeitet haben und versprechen den Bürgern pauschal,

daß man sich auch in Zukunft auf sie verlassen kann. Die Wahlwerbung ist so abgefaßt, als hielten die Politiker ihre Auftraggeber für schwachsinzig: Heikle Themen werden oft in Übereinstimmung mit gegnerischen Politikern ausgeklammert, die Werbung enthält überwiegend Aussagen, wie gut ein Politiker ist und wie man ihn zu bewerten hat, als ob die Bürger nicht selber entscheiden könnten, was gut und schlecht für sie ist. Insgesamt enthält die Werbung mehr Eigenlob und Bewertung als Information.

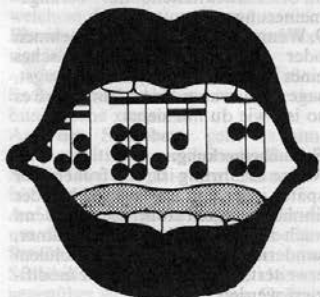
Diese Art von Wahlkampf und Wahlwerbung wird aber nicht nur von den Politikern so gewünscht, sondern es gibt viele Bürger, die Veranstaltungen der Politiker besuchen und ihr Werbematerial konsumieren. Bürger, die nicht mitmachen und z.B. wenig politische Nachrichten lesen und hören, gelten als „politisch uninteressiert“.

Wenn man die Politiker auf ihre Methoden anspricht, so sagen sie, daß die Bürger diese Art von Wahlkampf und Wahlwerbung wollen. Tatsächlich gibt es viele Bürger, die sich beklagen, wenn ein Politiker nicht „mitreißend redet“, nicht ordentlich bekleidet ist oder nicht gut aussieht. Das stört die Bürger dann häufiger und ist ein wichtiger Gesprächsstoff als die Zielvorstellungen der Politiker. Daher werden auch bei Veranstaltungen der Politiker die Bürger eingeladen, bewirtet und mit Gegenständen — wenn auch geringen Werts — beschenkt. Es wird Musik geboten, und es werden hübsche Frauen herbeigebracht, um die Bürger in gute Stimmung zu versetzen.

Unter den Bürgern gibt es einige, die sich mit der Frage beschäftigen, wie es zu diesen Wahlkämpfen gekommen ist, und die meinen, es ginge vor allem darum, den Bürgern die Illusion zu vermitteln, sie würden mitentscheiden und ihre Stimme wäre wichtig. Diese Illusion sei deshalb wichtig, weil tatsächlich die Bürger wenig entscheiden, ja nicht einmal die Politiker frei entscheiden können, sondern andere Machtfaktoren dominant sind.

Feierliche Eröffnung:

Eine Gelegenheit, wo Bürger und



Politiker miteinander reden, ist die Eröffnung einer Einrichtung, die allen Bürgern zugute kommen soll und aus öffentlichen Geldern geschaffen wurde. Bei solchen Gelegenheiten wird gerne gefeiert, meist schon vorher einmal bei der Grundsteinlegung.

Wenn die Bürger solche Feiern veranstalten, könnte man annehmen, daß sie sich gegenseitig zu ihrer Errungenschaft beglückwünschen und sich bei den Politikern, die ja die Aufgabe hatten, die Errichtung organisatorisch vorzubereiten und zu betreuen, für die geleistete Arbeit bedanken. Bei so einer Gelegenheit könnten die Bürger auch öffentlich über künftige Vorhaben diskutieren und damit den anwesenden Politikern mitteilen, wie sie sich ihre künftige Entwicklung vorstellen. Es könnten aber bei dieser Gelegenheit nicht nur die Bürger als Auftraggeber, sondern auch ihre Angestellten, die Politiker, zu Wort kommen und aus ihrer Sicht über die geleistete Arbeit berichten und auf die vorgebrachten Wünsche reagieren. Tatsächlich verlaufen aber die Feiern ganz anders: Die Bürger wollen haben, daß ein möglichst hochgestellter Politiker eingeladen wird und zu ihnen spricht, vor allem gut spricht. Gut gesprochen hat er dann, wenn er das trifft, was die Bürger meinen, wenn er ihnen aufs Maul schaut, so als ob die Bürger nicht selber reden und ihre Meinung artikulieren könnten. Wenn der Politiker geschickt ist, versucht er, das Entstehen der neu zu eröffnenden Einrichtung als sein Verdienst darzustellen. Wenn man die Bürger beim Zuhören beobachtet und auch sieht, wie die persönlichen Gespräche verlaufen, hat man eher den Eindruck, als wären die Politiker die Vorgesetzten und die Bürger die Untergebenen, als ob die Bürger vergessen hätten, daß der Politiker ihr Beauftragter ist.

Persönliche Vorsprache bei einem Politiker:

Wenn ein Bürger etwas will, dann könnte er sich an seinen Delegierten wenden und ihn mit der Durchführung seines Wunsches beauftragen. Falls Grund zur Annahme besteht, daß dieses Anliegen gegen die Interessen anderer Bürger verstößt, könnte der Politiker beauftragt werden oder von sich aus veranlassen, daß Interessenkollisionen mit anderen Bürgern abgeklärt werden. Nach einer angemessenen Zeit wird der Politiker den Bürger über den Stand der Dinge informieren bzw. das Anliegen ausführen.

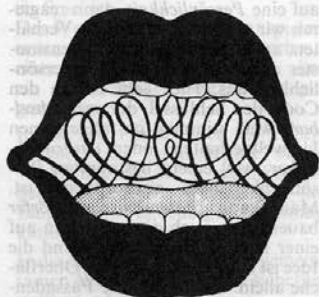
Tatsächlich passiert aber folgendes: Um mit dem vom Bürger beauftragten Politiker ins Gespräch zu kommen, muß sich der Bürger ähnlich

bemühen, wie wenn er z. B. mit einem hohen Vorgesetzten ins Gespräch kommen will. Allenfalls ist der Bürger bemüht, z. B. durch seine Kleidung und durch sein Auftreten einen „guten Eindruck“ zu hinterlassen, ähnlich wie er das bei seinem Vorgesetzten tun würde. Wenn es nun zur Vorsprache kommt, redet er den Politiker immer so an, wie man es mit einer höhergestellten Person tut. Der Bürger gibt keinen klaren Auftrag, was der Politiker zu tun hat, sondern er bittet wie jemand, der ein schlechtes Gewissen hat, etwas zu verlangen, oder wie jemand, der befürchtet, daß sein Wunsch nicht ernstgenommen wird. Der Bürger verhält sich so, als wäre der Politiker mächtiger, und nicht so, als wäre er der Auftraggeber und der Politiker sein Beauftragter.

Wenn man zu dieser Umkehrung einen Theoretiker fragt, meint er, daß sich die Bürger so verhalten, wie es der tatsächlichen Machtverteilung entspricht. Tatsächlich haben die Bürger wenig Rechte und sind vor allem als Einzelperson weitgehend auf das Wohlwollen eines Politikers angewiesen. Nur wenn es einem Bürger gelingt, in der Öffentlichkeit Unterstützung für sein Anliegen zu finden, muß ein Politiker ihn ernst nehmen.

Die Bürger verhalten sich also intuitiv richtig. Das wirft natürlich die Frage auf, warum sie andererseits in der Illusion leben, mitentscheiden zu können. Da meinen einige Theoretiker, die Bürger würden diese Illusion für sich selber brauchen, sie könnten sonst ihre tatsächliche Machtlosigkeit kaum aushalten. Die jeweils Mächtigen wiederum sind ebenfalls an dieser Illusion interessiert, weil die Bürger dann, wenn sie ihre Machtlosigkeit spürten, möglicherweise den Glauben an ihr Repräsentationssystem verlieren. In kleinen Bereichen passiert dies auch, wenn Bürgerinitiativen gegründet werden oder wenn mehr direkte Mitbestimmung gefordert wird. Andererseits können die Politiker ruhig schlafen, wenn sie jenen Theoretikern glauben, die deutlich machen, wie die politischen Strukturen in den Bürgern verankert sind: Der Vorgang, einen Politiker zu beauftragen und ihn gleichzeitig zum Vorgesetzten zu machen, entspricht viel eher den unbewußten Wünschen nach einem Vater, der einem die Probleme abnimmt, als dem Wunsch, die Probleme ernstzunehmen, sich selbst verantwortlich zu fühlen, die Konflikthafte und Widersprüchlichkeit unserer Welt zu akzeptieren und auszutragen. Außerdem ist der Delegationsvorgang sehr stabil, weil es ja immer noch möglich ist, über Vorgesetzte, Politiker und sonstige Väter zu

schimpfen, wenn man als Bürger wieder einmal ahnt, hingelegt worden zu sein. Daher werden bei großer Unzufriedenheit neue Väter gesucht oder überhaupt ein großer, wirklicher, der den man sich verlassen kann, statt den Vaterwunsch als Ursache der Enttäuschung anzuerkennen. Daher sind auch Erziehung, Bildungswesen, Kultur und Medien so wichtig, wenn sie diese patriarchalischen Wünsche aufrechterhalten.



KOMMUNIKATION UND WERBUNG

Ich bin also der Meinung, die Probleme im wesentlichen endgültig gelöst zu haben. Und wenn ich mich hierin irre, so besteht nun der Wert dieser Arbeit zweitens darin, daß sie zeigt, wie wenig damit getan ist, daß die Probleme gelöst sind (Ludwig Wittgenstein, 1918).

Vielleicht ist es ein Rezept, kein Rezept zu haben.

Vorträge dieser Art setzen eine Erwartungshaltung, die zumindest ich nicht erfüllen kann. Kommunikation als eingeführter Begriff für zwischenmenschliche Beziehungen bis Werbung findet sich zwar im Rahmen eingübter Konventionen und konsumharmonischer Gruppenverhalten, übersieht aber gewöhnlich das Verhalten ihrer Bausteine.

Ich will hier keine alten und neuen individualpsychologischen Thesen vorbringen, sondern mit dieser Vorbemerkung von den Handbüchern abspingen.

Der Angelpunkt scheint mir in der Aussage zu liegen, daß Kommunikation ist: „wenn Empfänger empfangen, was Sender nicht gesendet haben“.

Wenn Sie in einer italienischen Trattoria etwas zu essen bestellen, was nicht vorrätig ist, dann antwortet man Ihnen in der Regel mit einer Folge von Zungen- und Gaumenlauten aus der Mundhöhle, die wir in unseren Breiten als Lockgeräusch für Kleintiere oder Kleinkinder oder auch als Ausdruck der Mißbilligung kennen.

Die jeweilige Wirklichkeit des Einsatzes eines solchen Code entspricht der Situation seiner Anwendung. Diese Sprache wird auch aus der jeweiligen Situation heraus verstanden.

Wenn wir dieses Erlebnis umlegen auf das sogenannte Image oder besser auf eine *Persönlichkeit*, dann reagieren wir unmittelbar auf das Verhalten, auf das jeweilige Verhaltensmuster des Senders. Er strahlt Persönlichkeit aus. Hier geht es um den Code, den Schlüssel, der *unverwechselbar*, weil stimmig im allgemeinen Umweltverhalten, oder *unverwechselbar*, weil einem bestimmten Persönlichkeitsbild zuzuordnen, ist. Man kann *Potemkinsche Dörfer* bauen, aber auch diese basieren auf einer handgreiflichen Idee. Und die Idee ist kein Gegenstand der Oberfläche allein. Sie müssen die Fassadenkulissen im Boden verankern, was einen Boden voraussetzt, und sie brauchen ein Gerüst. Der Kern der Idee ist die Vorstellung einer Wirklichkeit, die hält.

„Wie wirklich ist die Wirklichkeit?“ fragt der Soziologe Paul Watzlawick in seinem gleichnamigen Buch¹⁾ und präsentiert eine Reihe von Forschungsergebnissen, die klarmachen, „daß Wirklichkeit das Ergebnis von Kommunikation ist“.

In der Praxis steht jeder Sender, jeder Unternehmer, jedes Unternehmen, jede Institution innerhalb einer ganz bestimmten Wirklichkeit. Die Verhaltensmuster sind durchschnittlich, ohne erkennbaren Maschenschlag, eher etwas verflücht mit einem undeutlichen Monogramm oder einer bunten Brosche. Man kennt oft nicht einmal die Breite dieses Fleckertepichs kreativer Zufälle.

Zugegeben: Schwarz/Weiß. Aber wie viele Sender versuchen, ihre Wirklichkeit, ihr Verhalten, das sie einfach in sich haben, zu suchen, zu kultivieren, zu ritualisieren, um das zu senden.

Wenn Sie sich ein Bild von einem Mitmenschen machen — mit der Sofortbildkamera ihrer Emotion und später mit der vergleichenden Aneinanderreihung ihrer Momentaufnahmen —, dann werten Sie irgendwann das Ergebnis zumindest als *sympathisch* oder *unsympathisch* aus. Sie sagen aber auch: der oder die hat Persönlichkeit oder hat keine. Wir sind einfach gewohnt, Schwarz/Weiß zu zeichnen. Die Umrisse des schillerndsten Charakters sind Schwarz/Weiß.

Ein Fernsehspot ist ein *elektronisches Plakat*, ein Plakat ist ein *Persönlichkeitsbild* — wenn es gut ist.

Vielleicht verstehen Sie jetzt, warum das Einmaleins der Rezepte nicht ausreicht. Es gibt hohle Bäume, die als Rinde stehen. Sie erkennen sie als krank und wissen, daß sie einmal in sich zusammenbrechen werden. Die Kraft der Erscheinung *Baum* liegt für jeden von uns im Mark und in den Jahresringen, die ihn zum Baum wachsen ließen. In der Natur torkelt nichts von einer biologischen Rezeptur in die andere. *Wachsen hat etwas mit Stehen zu tun*. Wenn Sie einen hohlen Baum mit Beton füllen, bauen Sie ein Denkmal, aber nichts Lebendiges.

Das heißt, wenn Sie ein neues Image brauchen, müssen Sie einen neuen Baum pflanzen. Meinetwegen einen Ableger des alten. Einen gesunden Trieb. Er wird niemals dem alten gleichen. Er darf an ihn erinnern und später zeigen, daß er aus dem alten neu, jung und lebendig seine Äste, Blätter und Früchte ins Licht bringt. Produkte sind Persönlichkeiten, Per-

sönlichkeitspartikel, die in ihrer Zusammensetzung die Gattung, den Stil bestimmen, aus dem der Stoff der Persönlichkeit gemacht ist. Im „Heiteren Beraterat“ des Robert Lembke können Sie die Armseligkeit unserer Körpersprache beobachten, die selten charakteristische Handbewegungen eines Berufsstandes zu demonstrieren imstande ist.

Was ist Ihre charakteristische Handbewegung, Ihre charakteristische Körperhaltung, Ihr charakteristisches Verhalten? Kennen Sie Ihre Eigenheiten? Oder haben Sie noch nie versucht, den Gang eines Ihrer Mitmenschen nachzuäffen?

Jeder Mensch bewegt sich anders, aber einige bewegen sich signifikant anders. Diese sind es, die wir leicht nachahmen können.

Werbung ist also der „komische Gang“, die leicht reproduzierbare Andersartigkeit, die unter unseren Mitmenschen multipliziert zur Coca-Cola-Flasche werden kann.

Wenn Sie aber jetzt *Ego-Cola* produzieren, können Sie diesen Saft nicht in eine Nachahmung dieser eingeführten Markengestalt füllen. Sie müssen sich was einfallen lassen. Sie müssen Ihre eigene Gestalt finden. Sie müssen ein Original sein, das als multiple Kommunikation macht. Sie müssen sich selbst exportieren.

Das älteste Unternehmen mit der erfolgreichsten Werbung ist die katholische Kirche. Sie ist im Besitz einer dogmatisch fundierten Wahrheit, ihre Wirklichkeit ist das Leben, ihr Evangelium die Botschaft, ihr Empfänger ist als Kirchengemeinde der Leib Christi. In der hl. Kommunion wird dieser Leib Christi in der Gestalt des Brotes, der Hostie, über den Stoffwechsel in den Blutkreislauf des einzelnen wie der Gemeinde eingeführt. Keiner der Gläubigen denkt in diesem Augenblick das gleiche, aber alle *erleben* das Gefühl des Teilhabens an einer gemeinsamen Handlung. Sie sind jetzt das Ebenbild Gottes, Mensch unter Menschen — wie die auf dem Gebetsteppich liegenden Mohammedaner oder die eine Schlange verkörpernden Ritualtänzer eines Naturvolkes. Aber *unverwechselbar* und nicht austauschbar in ihrer *religiösen Gestalt*, sie sind Laubwald oder Nadelwald. Nicht einfach Wald.

Es ist richtig, daß Religion nicht die chemische Formel eines Waschmittels oder der Konstruktionsplan einer Haushaltsmaschine ist. Ein Produkt hat keine Religion, die Hierarchie eines Unternehmens der Wirtschaft

ist nicht im Besitz einer dogmatisch fundierten Wahrheit. Ein Produkt ist aber das Ergebnis lebendiger Intelligenz, ist sinnlich wahrnehmbar und verkörpert die Summe unternehmerischer Kreativität. Ein Produkt ist selten oder nie ausschließlich das Ergebnis einer Gewinn-/Verlustrechnung. Es hat einen *ideellen Mehrwert*, und dieser Mehrwert ist zu gestalten. Er ist das Kommunikationsmerkmal, der Charakterunterschied zwischen Auto und Auto. Dieser *empfindbare Mehrwert* wäre der Unterschied zwischen „Kronen Zeitung“ und „Kleiner Zeitung“. Utopie? Ja! Ohne Utopie und ohne gesunden Dilettantismus gäbe es keine Fortschritte in der Krebsforschung oder in der Raumfahrt. Ohne Fantasie hätten die FINA-Tankstellen in Amerika keine „*rosa Luft*“ in die Pneu ihrer Kunden gepumpt, um ihr Benzin erfolgreicher zu verkaufen als die Konkurrenz. Ohne Fantasie hätte der größte Fischereigerätehersteller in den USA, die GARCIA CORPORATION, nicht den Gedanken bilden können, einen wesentlichen Teil des Werbebudgets in die Reinhaltung der Gewässer zu investieren. Plakate und Inserate bestimmten in den frühen 70er Jahren ihr Unterneh-

mensbild mit den Slogans „*I want YOU to stop pollution*“ oder „*I want YOU to help conservation*“ (Abb.). Auf den internationalen Verkaufsausstellungen veranstaltete GARCIA anstelle eines üblichen Messestandes *Ecology-Seminare*. Ihre *public-service message* war reinste Kommunikation. Die Wirklichkeit des Unternehmens stand im Einklang mit der Wirklichkeit der gemeinsamen Umwelt. Nur sauberes Wasser garantiert den Absatz von Angelruten. Das Auftreten der GARCIA in der Öffentlichkeit war *glauwürdig* und unverwechselbar. Ein junges Mädchen, das sich schminkt, will älter und reifer aussehen. Es strickt an einem Kommunikationsmuster, das oft in greller Fassade verdeckt, was an Anmut und Schönheit darunter liegt. Es signalisiert damit seinen Eintritt in den „Markt“. Die kultivierte Frau kennt ihren Körper, ihre Hände, ihr Gesicht und *betont* die Eigenheiten ihrer Persönlichkeit in Details, verfeinert den Code ihrer Sprachmittel. Oder Musik: die Komposition des Künstlers, der aus sich heraus Töne produziert, echt und wieder unverwechselbar. Ein Kriterium der Qualität.

Der spezifische Charakter der Musik liegt dann in der *Interpunktion* bestimmter Tonebenen und Klangfolgen. Die *Interpretation* reproduzierender Musiker oder Dirigenten kann aber das Werk total verändern. Dazu paßt der alte Studentenwitz von der Laborratte²⁾, die einer anderen Ratte das Verhalten des Versuchsleiters mit den Worten erklärt: „Ich habe diesen Mann so trainiert, daß er mir jedesmal Futter gibt, wenn ich diesen Hebel drücke.“ Damit beweist die Ratte, führt der schon erwähnte Soziologe Watzlawick aus, „daß sie in derselben Reiz-Reaktionsfolge eine andere Gesetzmäßigkeit sieht als der Versuchsleiter: Für ihn ist der Hebeldruck der Ratte eine von ihr erlernte *Reaktion* auf einen von ihm unmittelbar vorher gegebenen *Reiz*, wie aber die Ratte die Wirklichkeit sieht, ist ihr Hebeldruck ein *Reiz*, den sie dem Versuchsleiter erteilt, worauf er mit dem Geben von Futter als erlernter Reaktion antwortet.“ Dieses Phänomen des Einteilens oder Gruppierens, eben die *Interpunktion*, ist das Ordnungsprinzip einer jeweiligen Wirklichkeit. Ratte und Versuchsleiter *ordnen* ein und dieselbe *Tatsache* ihrer jeweiligen Wirklichkeit unter. Watzlawick zitiert noch ein zweites Beispiel aus der Witzkiste unvereinbarer Interpunktionen³⁾: „Ein Mann kommt in den Himmel und trifft dort einen alten Freund, auf dessen Schoß ein dralles, süßes Mädchen strampelt. „Wie himmlisch“, sagt der Neuangekommene, „ist sie deine Belohnung?“ — „Nein“, sagt der alte Mann traurig, „ich bin ihre Strafe.“ Ich brauche jetzt wohl nicht mehr erklären, daß zum Beispiel eine Werbebotschaft, auch wenn sie innerhalb eingeführter Kommunikationsmuster gesendet wird, eine kalkulierte Bandbreite von Interpretationsmöglichkeiten voraussetzt. Unternehmen entstehen nicht aus einer Formel, ein Computer wird erst kreativ, wenn der Zufallsgenerator im Spiel ist.

Der Werbende ist kein Schauspieler, er *inszeniert*. Shakespeare ist auch auf einer Laienbühne zu erkennen, aber ein guter Shakespeare ist ein gut gespielter.

Inhalt und Form bilden die „*Übersumme*“, die Metasprache *beider* Wirklichkeiten: der Wirklichkeit des Senders und der Wirklichkeit des Empfängers. Lebendige Kommunikation entsteht dann, wenn

1. die *Reproduktion* aus der gemeinsamen Wirklichkeit heraus sichergestellt ist, aber
2. individuelle Interpretationen zuläßt, die ein jeweils entsprechendes Bild ein und derselben Information *produzierbar* macht.



**I WANT YOU
TO HELP CONSERVATION**

garcia

Mit Uncle Sam, der Verkörperung des Gewissens Amerikas (auch Symbolfigur für die Rekrutierung der US-Army) warb GARCIA für den Umweltschutz.



George Grosz (1893–1959). Politische Karikatur, 1922. Aus den Lithographien zu Schillers „Die Räuber“.



George Grosz „Vor den Fabriken“, 1921.



„Schuh-bi-du-bi-du, Humanic hat Taschen und Schuh!“ Dieser Blödelvers zweier Schulkinder auf der Straße (1979) produziert aus zwei sich konkurrierenden Werbebotschaften eine zugunsten jener Firma, die in ihrer Werbung das ältere und signifikantere Kommunikationsmuster besitzt. (Siehe Coca-Cola und Ego-Cola.) Das heißt, Sie brauchen schon Ihren eigenen, eben persönlichen „komischen Gang“, um nicht verwechselt zu werden.

Es ist tatsächlich ein weitverbreitetes Mißverständnis, daß einmal gesicherte Muster beliebig übertragbar wären. Werbeagenturen bekommen oft viele Aufträge, wenn sie einmal einen „Hit gelandet“ haben. Sie schlagen dann dieselbe Masche quer durch die Branchen, bis sich die Identitäten der Sender verwischt haben.

Gestatten Sie mir zum Schluß noch einen Ausflug in die eigene Praxis: 55 Prozent der steirischen Bevölkerung interpretieren aus der Vorlage der beiden Figuren des „Herrn Sepp“ und des „Wanz“ jene Eigenschaften, die beide Symbolfiguren implizieren: „klein/groß, schwach/stark, Unternehmer/Mitarbeiter, Sozialpartner, daß die Wirtschaft für alle da ist“ etc.)* Ihr Witz liegt in der Interpunktion ihrer Verhaltensmuster, in der Umkehrung ihrer vorbestimmten Gestalten (seit den Karikaturen von George Grosz). Zylinder und Arbeiterkappel auf den „falschen“ Körpern erzeugen eine Irritation, obwohl ich damit nicht beweisen möchte, daß der „Witz“ in diesen zwei Jahren (1978–1980) überhaupt schon verstanden wurde. Er schlummert in der Armbeuge seiner Vehikel, welche die institutionellen Anliegen der Wirtschaft in einer veränderten gesellschaftlichen Wirklichkeit signalisieren (Abb.).

In Abwandlung eines Marcuse-Wor-

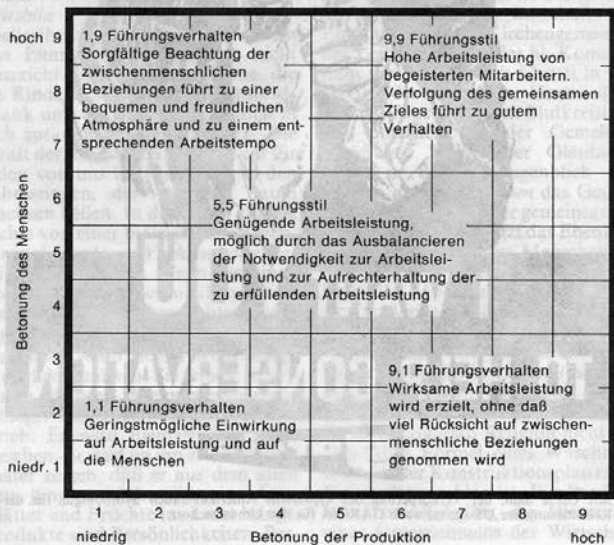
tes: „Die Wirklichkeit muß immer wieder neu entdeckt und entworfen werden“, ist Werbung die Schöpfung immer wieder neuer Kommunikationsmuster.

So stelle ich unter den Strich meiner Ausführungen ein Lautgedicht des wohl originärsten Dichters dieser Gattung in Österreich, von Ernst Jandl. Es lautet: „Meinl Kaffee! schmecktl bestl.“

Unter dem Doppelstrich meiner vorläufigen Summe lassen Sie mich noch einige Anmerkungen zum ursprünglich vorgegebenen Thema „Werbung als Kommunikationssystem“ machen:

Die „Scientific Methods“⁴⁵) in Texas haben ein System entwickelt, das Führungsverhalten über ein so-

nanntes „Verhaltensgitter (GRID)“ (Abb.) kommunizierbar macht. Die vertikale Koordinate von 1 bis 9 bezeichnet die Betonung des Menschen, während die horizontale Betonung der Produktion darstellt. Die Mitte des dabei entstehenden Gitters ergibt somit den Durchschnitt einer 5/5-Position, das durchschnittliche Verhalten eines braven Handelsvertreters zum Beispiel: Er verkauft gut, setzt aber auch keine Initiativen. Das Ideal-Verhältnis läge bei 9/9, das heißt in einer ausgewogenen Dynamik beider Komponenten. 1/9 nach 9/1 verkörpert den Typus des Patriarchen, dessen Pendelschlag wir mit „Zuckerbrot und Peitsche“ übersetzen etc. Dieses Gitter reduziert die Verhaltensmuster auf Code-



Begriffe, abstrahiert die gruppendynamische Erfahrung des einzelnen gegenüber der Gruppe. Ziel dieser Methode ist der Lernprozeß, über das Verhalten der anderen das eigene zu erkennen (feedback); aber auch das Verhalten der anderen zu kalkulieren. Wer die Utopie eines 9/9 anstrebt, muß das ganze Feld dieses Rasters bebauen. Die Modellwirklichkeit des GRID eröffnet die Vielfalt wirklicher Kommunikationsmuster, verläßt aber nicht das Quadrat seiner gemeinsamen Wirklichkeit. Vielmehr wird das koordinierbar, was an und in uns erfahrbar ist. Die praktische Anwendung dieses Systems liegt daher in dem Paradoxon, diese Zeichen nicht zu beachten, weil die Wirklichkeit in den Löchern des Gitters liegt. Die Praxis sagt: „Wie froh bin ich, daß ich Spinat nicht leiden kann; denn schmeckte er mir, dann würde ich ihn essen, und ich hasse das Zeug!“⁵) Auch der Philosoph Sir Karl Raimund Popper soll einmal einem Kollegen folgende Postkarte geschickt haben⁶): „Lieber M. G., bitte senden Sie mir diese Karte wieder zurück, tragen Sie aber vorher ja oder irgendein beliebiges anderes Zeichen in das leere Rechteck links von meiner Unterschrift ein, wenn Sie Grund zur Annahme haben, daß ich bei Erhalt der Karte dieses Rechteck noch leer vorfinden werde. Ihr ergebener K. R. Popper.“

Anmerkungen:

- 1 Paul Watzlawick, Wie wirklich ist die Wirklichkeit?, Piper, München 1976.
- 2 Ebd., S. 72.
- 3 Ebd., S. 73.
- 4 Institut für Markt- und Sozialanalysen (IMAS), Die Interpretation des Sujets, Stark durch Zusammenarbeit (WIRTSCHAFT FÜR ALLE), Linz, August 1980.
- 5 Scientific Methods, Inc., Grid Organization Development, Texas 1968.
- 6 Paul Watzlawick, Wie wirklich ist die Wirklichkeit?, S. 26, 7 Ebd., S. 26, und K. R. Popper, A Comment on the New Prediction Paradox, British Journal for the Philosophy of Science 13/51, 1963.

Dieser Beitrag wurde als Referat anläßlich der Herbsttagung des „Sozial- und Wirtschaftswissenschaften-Verbandes“ 1980 gehalten.

Gunther Hasewend und Herbert Pairol

POLITIK, PLANUNG UND KOMMUNIKATION

In der Theorie sind Politik, Planung und Kommunikation nicht teilbar. Die Politik ist ohne Planung ebenso wenig vorstellbar wie die Politik ohne Kommunikation und die Planung ohne Kommunikation. Die praktischen Erfahrungen zeigen natürlich anderes. Gesellschaftspolitische Mißverständnisse erzeugen auch heute noch eine oft planungsfeindliche Grundhaltung in der Politik.

Planung wird mit „Verlust an Freiheit“ gleichgesetzt. Diese Interpretation ist gerade aus dem Blickwinkel eines „Neuen Liberalismus“ sehr bedenklich und für die zeitgemäße gesellschaftspolitische Entwicklung unseres demokratisch-freiheitlichen Grundmusters nicht förderlich.

Der liberale Denker Ralph Dahrendorf meinte dazu bereits 1975: „Eines der dringenden Erfordernisse der gegenwärtigen Politik ist die Ergänzung und Korrektur des Pragmatismus der Macher durch das Bewußtsein mittelfristiger Perspektiven. Jemand muß über den Rand der Untertasse hinausblicken, in der sich die meisten Politiker zusammengekuschelt haben, um ihnen zu sagen, was jenseits ihrer lokalen und nationalen Wahlkreise, ihrer Wahlperioden, ihres notwendigerweise und zuweilen weniger notwendigerweise begrenzten Horizonts geschieht.“

Es sind aber auch jene Politiker zu verstehen, welche die Notwendigkeit planerischen Denkens und Handelns grundsätzlich bejahen, jedoch eine gesunde Skepsis gegenüber der Planungstechnokratie haben.

„Ja, mach nur einen Plan, sei nur ein großes Licht, und mach noch einen zweiten Plan, gehn tun sie beide nicht!“ (Bert Brecht, Dreigroschenoper).

Planung als politisches Instrument

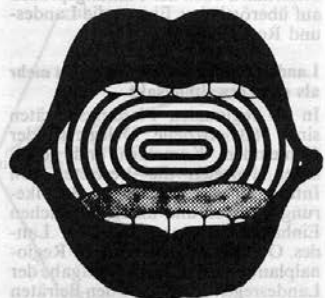
Planung darf kein Eigenleben führen, sondern ist als Instrument der Politik, als die wohl wichtigste Regierungsaufgabe des verantwortlichen Politikern zu verstehen. Daher ist die Form der Kommunikation zwischen Politik und Planung auch so bedeutend, wenngleich politische Planung in unserem traditionellen Verwaltungsverständnis — Verwaltung als vollziehende Behörde — nur sehr langsam implementierbar ist. Politische Planung muß aktiv und initiativ-agierend sein, der traditionelle Verwaltungsapparat ist passiv und reagierend.

Die Kommunikationsbereitschaft und die spezifischen Fähigkeiten bei verschiedensten Interaktionsformen sind die Voraussetzung für eine erfolgreiche planende Politik. Planung heißt in diesem Zusammenhang, Entscheidungen zu organisieren aber bedeutet, daß Verfahren gefunden werden müssen, die es vielen Beteiligten ermöglichen, auf der Grundlage eines annähernd gleichen Informationsstandes und Problembewußtseins kooperativ über die zu behandelnden Probleme und Konflikte ihre Entscheidung zur Lösung zu treffen. „Wenn über das Grundsätzliche keine Einigkeit besteht, ist es sinnlos, miteinander Pläne zu machen“ (Konfuzius, 500 v. Chr.).

Das heißt aber auch, daß Kommunikation nicht intransigente ist, grundsätzliche Interessenkonflikte zu beseitigen.

Gemeindeplanung ist Beteiligungspolitik

Im Rahmen der raumordnerischen Planungsprozesse gibt es in der Steiermark eine Reihe gesetzlich vorgesehener und darüber hinaus freiwillig praktizierter Kommunikations-, Informations- und letztlich Entscheidungsvorgänge. Die örtliche Raumplanung (Gemeindeplanung) sieht in mehreren Verfahrensschritten einen umfangreichen Dialog zwischen dem planbeschließenden Gemeinderat, dem Planer und der Gemeindebevölkerung vor.



„Die Gemeindemitglieder sollen vor Beschlußfassung in **öffentlichen Versammlungen** ausreichend informiert werden; dabei soll ihnen Gelegenheit zur Stellungnahme gegeben werden.“ (Steiermärkisches Raumordnungsgesetz, LGBL.Nr. 127/1974). In den meisten steirischen Gemeinden werden darüber hinaus zur Verstärkung der Kommunikation im Planungsprozeß freiwillig „örtliche Planungsbeiräte“ eingesetzt.

In der Stadt Graz wurden kommunalpolitische Arbeitskreise auf Stadtbezirks- und Stadtteilebene gebildet. Diese Form der partizipatorischen Planung ist der einzige Weg für Politik und Planung, die Wünsche der Bevölkerung erfahren und damit erst sinnvoll planen zu können. Partizipation darf aber nicht als Vorwand mißbraucht werden, um autoritäre Planung demokratisch erscheinen zu lassen. Sie ist ferner die einzige Möglichkeit, um auch für unpopuläre Zielsetzungen und Maßnahmen jene Zustimmung und sogar Unterstützung von seiten der Bevölkerung/Wähler zu gewinnen, die unser repräsentativ-politisches System braucht. Eine nachträgliche Umfrage unter Bürgermeistern Niederösterreichs und des Burgenlandes zum Thema „Bessere Information und Mitwirkung im Planungsprozeß“ ergab folgendes — heute nicht mehr überraschende — Ergebnis:

24 Sie würden sich bei Neuplanung oder bei Überarbeitung des Flächenwidmungsplanes bemühen, die Information und Kommunikation zu verbessern. Sie erwarten sich dadurch eine aktivere Mitwirkung der Bevölkerung und schließlich bessere Entscheidungen.

Mitsprache in der Planung soll **mehr** sein als bloße Information und bessere Kontakte, aber **weniger** als Mitentscheiden, denn letzten Endes sollen die demokratisch gewählten Vertretungsorgane für die Entscheidung verantwortlich bleiben. Diesem Grundsatz folgend, verläuft in der Steiermark auch der Planungsprozeß auf überörtlicher Ebene, die Landes- und Regionalplanung.

Landes- und Regionalplanung ist mehr als ein Verwaltungsakt

In 16 regionalen Planungsbeiräten sind 760 offizielle Delegierte der Gemeinden, Kammern und politischen Parteien die Vertreter von Interessen der einzelnen Bevölkerungsgruppen und unterschiedlichen Einheiten (Regionen) unseres Landes. Obwohl die Landes- und Regionalplanung eine Exekutivaufgabe der Landesregierung ist und den Beiräten laut Gesetz nur eine unverbindliche Stellungnahme zuerkannt wird, ist die praktische und umsetzungsorientierte Landes- und Regionalplanung ohne die intensive Mitwirkung der

oben angeführten Planungsbeiräte nicht denkbar.

Um bessere Arbeitsmöglichkeiten und intensivere Kontakte untereinander und zu den Planern zu ermöglichen, haben sich die Beiräte in Arbeitskreisen für Kleinregionen aufgeteilt. Die Kleinregionen sind jene Teilräume, in denen Gerichtsbezirke, Pfarr- und Schulsprengel oder topographische Talschaften als „Lebensräume“ zusammengefaßt sind. Diese Übung verstärkter interkommunaler und partnerschaftlicher Kommunikation auf regionaler Ebene ist auch eine sehr wirkungsvolle regionalpolitische Strategie zur Abwehr der Konzentrationstendenzen von Macht (Entscheidungsgewalten, Informationen) und Einfluß basierender, bürokratischer Instanzen. Es ist außerdem evident, daß viele Aufgaben des öffentlichen Lebens nicht mehr von einer Gemeinde allein bewältigt werden können; die Zusammenarbeit auf überörtlicher Ebene wird auch in vielen Fällen des Infrastrukturausbaus und anderer Verwaltungsaufgaben praktiziert.

Eine Verstärkung dieser praktischen überörtlichen Kommunikation ist daher im Interesse der Wahrung subsidiärer und überschaubarer Strukturen wünschenswert. Weitblickende Abgeordnete, Bürgermeister und Kammerfunktionäre haben in einigen steirischen Regionen dies auch erkannt und Verbände zur Verstärkung der wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Zusammenarbeit auf der Regionsebene gegründet.

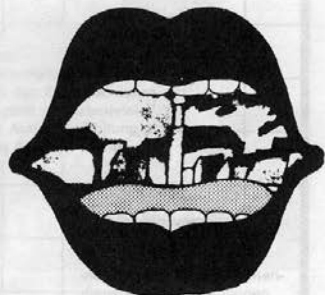
Über diese regionale Kommunikation soll auch jene faktische Kooperation entstehen, die überschaubare Verwaltungseinheiten nicht wegrationalisieren läßt.

Der Gemeinde als bürgernäheste politische und verwaltungstechnische Instanz droht damit keine Reduzierung ihrer Bedeutung, wie es durch eine „Parlamentarisierung der Verwaltungsbezirke“ automatisch der Fall wäre.

Allein das hier skizzierte planungspolitische Vorgehen, das die Partizipation am Planungsprozeß ermöglicht, ohne damit eine Entscheidungsfähigkeit zu verstecken, weist auf eine grundsatzpolitische Überzeugung hin. Dadurch ist Landes- und Regionalplanung auch mehr als ein Verwaltungsverfahren, das eine Regierungsverordnung hervorbringt.

Landes- und Regionalplanung ist ebenso ein regionalpolitisches Anliegen, das örtliche und regionale Eigenständigkeit und selbstgestaltende Kräfte fördern soll.

Ganz im Sinne der oft zitierten Feststellung „Raumordnungspolitik ist angewandte Gesellschaftspolitik“.



KOMMUNIKATION? – JA, PRAKTISCH SCHAUT DAS SO AUS...

daß ich mich nur vor mich hinärgern kann, wenn ich etwas wie diesen Werbeslogan höre: Sie: „Hans, wann darf ich mir endlich einen neuen Rock kaufen?“ Er: „Jetzt, Liebling, denn jetzt gibt's bei „Kleider-Schauer“ Röcke schon ab S 299.—!“

Ja, so schaut das praktisch aus — für mich zumindest. Dieses mein Erlebnis habe ich „meinen Studenten“ berichtet. „Eindimensionale Kommunikation“, meinte jemand; „das ist überhaupt keine Kommunikation“, hieß es andererseits. Und was ist das mit den „Kommunikationsmitteln“?

Dann kommen Meinungen, versucht, auf einen Nenner zu bringen, müßte ich sagen, daß Kommunikation = Verständigung zwischen Menschen in Form von Sprache, Mimik, Gestik Kontaktnahme mit der Umwelt überhaupt

Es können Konflikte dadurch entstehen, aber auch gelöst werden Zwischen Personen verschiedener Altersbereiche spielt sich Kommunikation ab

Sich in eine Gruppe integrieren Gemeinschaft — Gemeinschaftserziehung

Verständnis zwischen Personen Verständigung von Mensch zu Mensch, im mündlichen wie schriftlichen Ausdrucksbereich zum Zwecke der Erkenntnis

Gespräche, Kontakte überhaupt Gemeinsam! Um Aufgaben, Probleme zu lösen, verschiedene Interessen zu verstehen, zu vertreten, gemeinsam zu handeln

Anschluß finden Die Basis zu schaffen, damit Menschen überhaupt miteinander leben können

Briefwechsel — nach dieser Äußerung fiel mir ein, daß es heute angeblich nur mehr ganz wenige „Briefschreiber“ gibt, oder gibt es viele Briefe, die eben nur nicht ankommen?

An Dich

Liebster, heute werde ich heiraten, und schon seit Tagen ist mir zum Heulen. Dazu hörte ich heute morgen im Radio ein Zitat: „Heirate oder heirate nicht, Du wirst beides bereuen.“ Selbst Sokrates, warum dann nicht auch ich... Danach wollte ich Dich anrufen, zum

Glück habe ich Dich nicht erreicht. Was soll ich Dich auch noch belästigen. Du hast mir ja schließlich die Wahl gelassen: Ich hätte Dich, ohne Ehe, haben können, ich kann den anderen, mit Ehe, haben. Im Augenblick bereue ich meinen Entschluß. Dabei kann ich gar nicht genau sagen, warum; ich mag ihn, er mag mich, ich will Kinder und trotzdem, ich will auch Dich! Daß Du mir nie treu warst und es nie sein würdest, hat mir selbst weit weniger ausgemacht als es mich störte, daß mich die „ganze Welt“ für dumm hielt, weil ich mir das von Dir so lange habe bieten lassen. Und nachdem Du weißt, was Du willst, wird es schon besser sein, daß wir diese Entscheidung getroffen haben. Aber es macht mich nach wie vor unruhig, traurig, eifersüchtig, wenn ich daran denke, daß Du eine andere hast. Eine oder mehrere, trostlos erscheint es mir immer, allerdings hoffe ich auf mehrere, dann habe ich nämlich das Gefühl, daß es nie an mir persönlich lag, daß Du so bist wie Du bist. Während ich Dir das schreibe, muß ich feststellen, daß mich meine Entscheidung immer weniger reut, denn von Jahr zu Jahr war mir weniger wohl bei Dir, wenn Du auch davon gar nichts wahrgenommen hast, ja heute sogar davon überzeugt bist, daß unsere Jahre die schönsten in unser beider Leben gewesen sein könnten. Weißt Du wirklich nicht, weißt Du nicht mehr oder hast Du tatsächlich nie gewußt, wie elend so manches war, welche Szenen es

gegeben hatte, wie oft ich ging und wieder kam, denn zurückgeholt hastest Du mich nie. Ich lebte von kleinen Szenen wie dieser: Du hast mir Kleeblüten überreicht mit den Worten: „Madame, ich habe sonst nichts als dies und meine Liebe!“ Ich habe das wörtlich genommen. Und zuletzt hast Du mich noch damit zu verunsichern gewußt, daß Du sagtest, Du würdest an meinem Hochzeitstag nicht zu erreichen sein. Mitleid für Dich, den ich allein zurückgelassen habe, kam in mir auf. Mitleid mit mir selbst befahl mich heute morgen, und ich meinte, ich müßte Dich sprechen, zumindest schreiben mußte ich Dir. Aber was ich hier zu sagen hatte, ist nicht von Bedeutung und war es wohl niemals. Ein Brief mehr, der nie zur Post kommt...

Daraus ergibt sich eine berechtigte Frage: Was „kommt an“? Konfrontieren Sie sich nun selbst mit Meinungen zur Kommunikation; wie sehen Sie es?

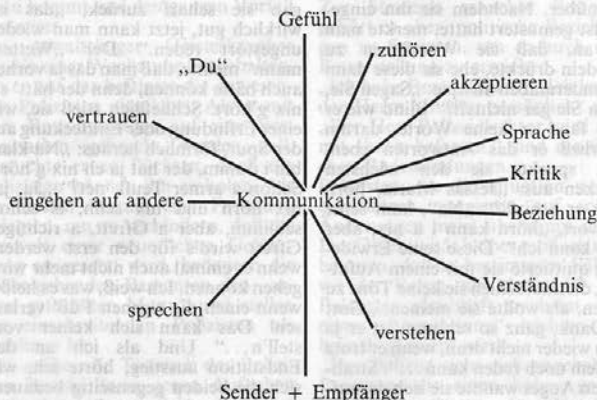
Studenten sahen es beispielsweise so: A, Jahrgang 1959, männl. 25

Sprache und Schrift: Gespräch, Radio, Fernsehen, Briefe, Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, Flugblätter, Mimik, Gestik, Blicke, Handlungen B, Jg. 1955, weibl.:

Wechselbeziehung, miteinander sprechen, blödeln, Wissensaustausch, Hilfe, beisammen sein (auch ohne zu sprechen!)

Auf den anderen zugehen, grüßen, Hände schütteln

Scheinkommunikation: Schüler—



Sender + Empfänger

Lehrer; Kind—Erwachsener; Erwachsener—Erwachsener
C, Jg. 1959, weibl.:
Selbstbewußtsein
Emotionen — Erziehung — Wissens-
vermittlung
D, Jg. 1957, männl.:
E, Jg. 1961, weibl.:
den anderen achten; nicht egoistisch
sein; für den Nächsten bereit sein,
etwas zu tun; lieben, helfen; diskutie-
ren können, ohne in Streit zu geraten
F, Jg. 1953, männl.:
UdSSR — USA; Professoren —
Studenten; Jugendliche — ältere
Menschen; Ausdrücke von Empfin-
dungen; Offenbarkeit; Überbegriff
G, Jg. 1954, weibl.:
die meisten Menschen sind unfähig
dazu; aufgesetzte Normen, nach
denen Beziehungen ablaufen; Ge-
sprache, ohne echtes Eingehen auf-
einander; viele Aussagen drücken
indirekt Gefühle aus — Aggressionen,
Unzufriedenheit, aber auch
Angst vor negativem Feedback, und
weil keine Gefühle erlaubt sind, ist
die Kommunikation unecht.

H, Jg. 1960, weibl.:
echte Kommunikation ist nur mög-
lich, wenn beide Partner dazu bereit
sind, deshalb ist sie selten. Der
Mensch in unserer Gesellschaft wird
zum Egoisten gemacht (Leistung...)
Kommunikation ist oft Scheinkommunikation,
es fehlt die Zeit für den
anderen, trotzdem ist man darauf
angewiesen. Erkennen der Unechtheit
löst bei mir Depressionen aus.
Was löst bei Ihnen die folgende
„Erzählung“ aus? 1981 ist be-
kanntlich zum „Jahr der Behinder-
ten“ erklärt worden, ich weiß aller-
dings nicht eindeutig zu sagen, was
„Behinderung“ im weiten Sinn des
Wortes ist.)

Mit Blindheit geschlagen

In der Straßenbahn, Linie Nr. 7, sitzt
ihm eine „mittelalterliche“ Frau
gegenüber. Nachdem sie ihn einge-
hendst gemustert hatte, merkte man
ihr an, daß sie Wortfetzen zu
Knödeln drückte, ehe sie diese dann
folgendermaßen ausspuckte: „Sagen Sie,
sehen Sie gar nichts?!“ Blind wie er
war, fand er keine Worte, darum
unterließ er das Antworten eben.
Jetzt spuckte sie den nächsten
Brocken aus: „Jessas Maria, hörn
kann er a nix?!?“ „Na“, kam seine
Antwort, „hörn kann i a nix, aber
redn kann ich!“ Diese seine Erwide-
rung quittierte sie mit einem Aufat-
men, diesmal schien sie keine Töne zu
finden, als wollte sie meinen: „Gott
sei Dank, ganz so schlimm ist er ja
auch wieder nicht dran, wenn er trotz
allem noch reden kann...“. Strah-
lenden Auges wandte sie sich darauf-
hin von ihm ab und einem Fahrgast
auf der gegenüberliegenden Sitzreihe

zu mit einer Bemerkung über das
Wetter, wie man sie heutzutage
allenthalben hören kann; dem Sinn
nach etwa so: Der Frühling geht
wieder einmal nahtlos in den Herbst
über. Dann kam die nächste Halte-
stelle, an der ihr blindes Vis-à-Vis
auszustiegen gedachte. Der Blinde
konnte das recht gut, aber das hatte
sie ihm nicht zugehört, und da fing
ihr Herz wiederum (erinnern Sie sich
bitte an den Anfang!) auf dem
rechten Fleck zu schlagen an: „Ja
schau, wie gut er gehen kann!“ sagte
sie zu ihrem „Wettermann“, „Ja, ja,
ich seh' schon!“, bekräftigte der, „in
diesem Alter ist er halt auf den Füßen
noch viel besser beiinander als unser-
eins. Wenn er auch nicht sehen und
nicht hören kann, aber gehen, das
kann er, gut noch dazu!“ „Sie können
ruhig lauter reden“, sagte die
„Mittelalterliche“, „er hört ja eh nix,
bloß a bißerl reden und ganz gut
gehen kann er.“ Aber besagter
Wetterpartner blieb skeptisch; er
wartete ab, bis der Blinde aus dem
Wagen war, dann betonte er jedes der
folgenden Worte: „Wissen Sie,
schlimm wird's für den erst, wenn er
einmal in unser Alter kommt und ihn
seine Füße verlassen werden, dann
wird's für ihn tragisch werden. Jetzt,
jetzt geht's ja noch, aber dann...!“
„Da“, meinte plötzlich die Frau mit
dem recht-fleckigen Herzen, „da ist
mir — wie der Blinde vorhin
aufgestanden und ausgestiegen ist —
so vorgekommen, als tāt' er eh was
sehen, denn wenn einer so gut gehen
kann, dann kann der doch nicht
wirklich blind sein!“ Mit dieser
Bemerkung hatte sie das Mißtrauen
ihres Gegenübers geweckt: „Wär'
schon möglich, daß der eh was g'sehn
hat, viele verstellen sich, nur dann
unserins reinfällt und ihnen womög-
lich noch hilft. Es gibt überall so viel
G'sind! Vielleicht hab'n S' recht.
Aber das is ja jetzt auch egal, er is ja
schließlich eh nimmer da.“ „Das“,
gab sie scharf zurück, „das ist
wirklich gut, jetzt kann man wieder
ungestört reden.“ Der „Wetter-
mann“ meinte, daß man das ja vorher
auch hätte können, denn der hätte eh
nix g'hört. Schließlich stieß sie, wie
einer Erfindung oder Entdeckung auf
der Spur, förmlich heraus: „Na klar,
bin i dumm, der hat ja eh nix g'hört!
Schon a armer Teufel, net?“ „Ja, ja,
nix hörn und nix sehn, is schon
schlimm, aber a Gfrett, a richtiges
Gfrett wird's für den erst werden,
wenn er einmal auch nicht mehr wird
gehen können. Ich weiß, was es heißt,
wenn einen die eigenen Füß' verlas-
sen! Da kann sich keiner vor-
stell'n...“. Und als ich an der
Endstation ausstieg, hörte ich, wie
sich die beiden gegenseitig bedauern-
ten, weil sie entweder zu weit
mitgefahren waren oder umzusteigen

verabsäumt hätten. Das alles „wegen
dem Blinden“ — und mit „Ja, ja, die
depperten Füß'“ —.



DAS POLIZISTENDILEMMA – KOMMUNIKATION AUF ZWEI EBENEN

Wir leben in einer geteilten Welt. Die Probleme sind zahlreicher und komplizierter, die Diskussion aber ist seltener und kürzer geworden. Und doch ist das Gespräch zwischen Vertretern verschiedener Anschauungen als ein Ringen um die Erhaltung humanitärer Gesinnung, um Wahrheit und Klärung notwendig (Friedrich Hacker). Im Gespräch aber wird der Unterschied zwischen zwei Grundhaltungen rasch deutlich. Nehmen wir eine Unterhaltung zwischen zwei Personen, in der A eine andere Meinung als B vertritt. Jeder kennt die Ansicht des anderen mehr oder weniger genau. Beide identifizieren sich mit ihrer Meinung. Worauf es ihnen ankommt, ist, bessere und treffendere Argumente zur Verteidigung ihres eigenen Standpunktes vorzubringen. Keiner denkt daran, seine Meinung zu ändern, er erwartet, daß der andere dies tut. Beide fürchten sich davor, von ihrer Meinung zu lassen, da diese zu ihren Besitztümern zählt und ihre Aufgabe somit einen Verlust darstellen würde.

Also nicht der Sache dient ein solches Gespräch, sondern ausschließlich der eigenen Eitelkeit. Dieses Phänomen ist in unserem Alltagsleben immer wieder zu beobachten. Ich lebe in einer Scheinwelt, verborgen hinter einer Maske, hinter der ich meine ausbeuterischen Absichten verberge; wenn ich mutig erscheine; in Wirklichkeit aber bloß eitel oder lebensmüde bin; wenn ich mein Land zu lieben scheine; de facto aber nur meine selbstsüchtigen Interessen fördere – dann steht der äußere Anschein in krassstem Widerspruch zu den tatsächlichen Kräften, die mich motivieren.

Die Funktion einer neuen, besseren Gesellschaft wäre es, die Entstehung eines neuen Menschen zu fördern, der die Bereitschaft hat, das „Besitzen“ aufzugeben und „Mensch“ zu werden bereit ist. Ein Mensch, der die Sicherheit, das Identitätsbewußtsein und das Selbstvertrauen, basierend auf dem Glauben an das, was man ist, und dem Bedürfnis, für die Umwelt dazusein, hat. Ihr Interesse, Liebe und Solidarität entgegenzubringen, statt des Verlangens, zu „haben“, zu „besitzen“ und „die Welt zu beherrschen“ und so zum Sklaven des eigenen Besitzes zu werden.

Der Mensch auf der Suche nach seiner Identität kann diese nicht

finden, da die Maskerade und das Leben in seiner Scheinwelt ihn daran hindern. Seine Bestätigung beim Nächsten, nie bei sich selbst suchend, trifft auf Mitmenschen, behaftet mit demselben Gefühl des „Nicht-Wert-Seins“.

Der Kreis schließt sich, und Kommunikation wird zur Scheinkommunikation, deren Basis völlig falsche Wertigkeiten sind.

Kommunikation, die an und für sich dazu dienen sollte, dem Menschen das zu geben, wonach er unablässig sucht.

Im Getriebe der Gesellschaft gibt es Gruppierungen, die gefährlich am Rand der Gesellschaft stehen, weil sie manchmal Aufgaben haben, die zwar für die Allgemeinheit notwendig, für den einzelnen aber meist nicht angenehm sind. Die fehlende Kommunikation zwischen Polizei und Bürger ist eine der Ursachen der Aggression.

„Man nehme sich vor allen Personen in acht, welche das bittere Gefühl des Fischers haben, der nach mühevolem Tagewerk am Abend mit leeren Netzen heimkehrt.“ (Nietzsche) Die Identität des Polizisten ist zwar nach außen abgesichert, doch nach innen ist eine eindeutige Unzufriedenheit mit dem angebotenen Status gerade bei Polizei- und Gendarmeriebeamten zu sehen. Dazu einige Beispiele: Der sich in seinem Handelsraum eingekerkert fühlende Polizist nimmt einen Mann fest, der seine Frau gefährlich bedroht. Der Mann wird arretiert, jedoch am nächsten Morgen wieder freigelassen, da seine Frau kommt und den ganzen Vorfall bestreitet.

Ein gewalttätiger Geisteskranker wird in einer Wachstube festgehalten, wo er auf das heftigste die anwesenden Polizisten attackiert. Als er mit dem Rettungswagen auf eine Nervenklinik gebracht werden soll, versucht er zu flüchten, doch die Polizisten können ihn einholen. Als sie diesem Manne eine Fesselung anlegen, um zu verhindern, daß die Umwelt einer neuerlichen Gefährdung ausgesetzt wird, bedauern die vorbeigehenden Passanten den „armen gefesselten Mann“ und stellen die einschreitenden Polizisten als Rohlinge hin.

Das mühevolle Tagewerk des Polizisten besteht darin, jenen Aufgaben nachzukommen, welche ihm von gesetzlicher Seite her auferlegt wer-

den. Der nichtgeglückte Fang, obwohl mit überdimensionalen Netzen ausgerüstet, bedeutet Verlust der Identität und damit ein Gefühl der Frustration. Dieses Gefühl kann auch beim Bürger, der mit der Polizei kontaktiert wird, entstehen. Dazu fällt mir folgendes Beispiel ein:

Eine Person betritt mit einem Lichtbildausweis in der Hand die Wachstube und will eine Anzeige erstatten. Während des ganzen Gesprächs wird der Ausweis gedreht, so, als wollte sie dem Beamten sagen, nun schau doch endlich, wer ich bin!

Als der Beamte vorerst nicht darauf eingeht, merkt er die Unzufriedenheit des Anzeigers. Erst als er ersucht wird, sich auszuweisen, und der Polizist zum Schein auf seinen hohen gesellschaftlichen Rang eingeht, ihm schließlich auch noch verspricht, die Anzeige schnellstens, gewissenhaft und vor allem diskret zu erledigen, äußert sich dieser Mann sichtlich zufrieden über „die jungen Grazer Polizisten, die gelernt hätten, sich zu benehmen“.

Hier hätte es eindeutig einen Verlust der Identität des anzeigerstattenden Bürgers gegeben, wäre der hier amtschaltende Polizist nicht auf seinen gesellschaftlichen Rang eingegangen. Der mit diesem Bürger konfrontierte Polizist hat hier zweifelsohne richtig gehandelt. Was ja auch die befriedigte Äußerung zum Schluß des Gesprächs beweist. Ein Nichteingehen auf (Schein-)Wertigkeiten bedeutet sehr oft Aggression und unnötige Ausweisungen an und für sich nützlicher Amtshandlungen. Zur Strategie mancher Personen gehört es aber, politische Beziehungen zu fingieren, um dadurch eine Besserstellung zu erreichen.

„Ich habe Beziehungen“, „Ich kenne den Herrn Minister persönlich“ oder „Der Herr Polizeidirektor wird sich mit Ihnen befassen.“ sind die üblichen Redewendungen.

Polizisten, die die Situation richtig einschätzen, reagieren auf solche Äußerungen meist überhaupt nicht. Der Objektivität halber muß ich aber betonen, daß in bestimmten Fällen, wo der Bezug zur Macht für den Polizisten glaubhaft erscheint, von einer „Abmahnung“ leichter Gebrauch gemacht wird.

Der Polizist sieht sich angehalten, Personen, die einen hohen gesellschaftlichen Status mit politischem Bezug einnehmen bzw. die in der

staatlichen Hierarchie höher rangieren, privilegierend zu behandeln. Das Alltagswissen des Polizisten ist dadurch bestimmt, daß Personen, die Zugang zu politischen Stellen haben bzw. einen solchen Zugang herstellen können, differenziert zu begehnen ist.“ (Roland Girtler — Polizeialtag, 1979)

Der wegen Rotlicht-Fahrens Angehaltene fragt den Beamten: „Kennen Sie den Herrn Major XX?“ Der Polizist bejahte, zeigte jedoch keine Reaktion. Der Angehaltene: „Kennen Sie den Herrn Hofrat NN?“ Das sind alles gute Bekannte von mir.“ Der Polizist bejahte abermals, stellte aber während des Dialogs mit einer Seelenruhe das Organmandat aus und fragte, bevor er dieses aushändigte, lakonisch: „Kennen Sie den Herrn XY?“ Der Autofahrer verneinte. Der Polizist schließlich: „Der Herr XY wäre der einzige, der Ihnen jetzt hätte helfen können, denn der bin nämlich ich.“

Dieser tatsächlich stattgefunden Dialog findet jedoch meist nur in Situationen statt, wo der Bezug zur Macht dem Polizisten nicht glaubhaft erscheint. Sieht sich der Polizist aber einer Person mit größerer Beschwerdemacht gegenüber, so kann die Amtshandlung für den einschreitenden Polizisten zum Problem werden.

28 Dies mag auch als Grund dafür gelten, wieso Polizisten in Gegenden, in denen viele Angehörige der sozialen Oberschicht wohnen, ungern ihren Dienst verrichten. Der junge Polizist, meist gehandikapt durch mangelnde sprachliche Sicherheit, sieht sich solchen Situationen meist hilflos gegenüber. Erst erfahrene Kollegen können so wie oben beschrieben reagieren: Die Frustration des Polizisten, der in seiner Tätigkeit seine Identität sucht, daran jedoch durch Macht und Scheinmacht, Wert und Scheinwert des anderen gehindert wird, sieht seinen Ausweg manchmal nur in der Aggression und im Beharren auf unglücklichen Standpunkten.

Der vom Polizisten nicht akzeptierte Bürger fühlt sich ob des Nichteingehens auf seinen sozialen Rang und Status oftmals deswegen frustriert, weil er nicht verstehen will, wieso er, der doch ansonsten so viele Privilegien genießt, plötzlich durch den „kleinen Polizisten“ sanktioniert werden soll.

Wieder ist Aggression eine mögliche Variante, um als Sieger in diesem Zweikampf hervorzutreten.

Fingierte Macht, Macht und Aggressionen dienen hier als Netze, die aber sehr oft Löcher haben. Bitterkeit und Frustration führen in weiterer Folge zu Reaktionen auf beiden Seiten, die auf Polizeiseite manchmal zu Über-

schreitung der Kompetenzen, auf Bürgerseite zu Beschimpfungen führen können.

Die in letzter Zeit häufig erschienenen Zeitungsberichte über polizeiliches Handeln lassen mich wissen, daß die Presse einer jener Faktoren ist, die die öffentliche Meinung und öffentliche Diskussion am wesentlichsten nachhaltig beeinflusst. Pressemeldungen sind oft für die Polizei negativ abgefaßt, oder Einzelfälle, in denen Polizisten strafrechtlich verurteilt werden, werden generalisiert. Die in die Grazer Pressegeschichte eingegangene „Affäre Gütl“ beweist dies. Man trat in der Presse generalisierend auf, ja man ging sogar soweit, ein Wachzimmer als „Schlägerwachzimmer“ zu bezeichnen. Allgemeine Aggressionen von Seiten der Bevölkerung in Form von Leserbriefen wurden frei. Der „Polizeiaffäre“ in Graz folgte eine in Linz, der in Linz folgte eine in Leoben. Man erkannte aber, wieviel Aggression in der Bevölkerung gegen Polizei und Staatsgewalt an und für sich herrscht und fand darin, wenn auch nicht immer objektiv, Material, welches sich sehr gut verwerten ließ.

Diese Kampagne hatte zur Folge, daß der auf der Straße dienstver sehende Kollege „als einer vom Schlägertrupp“ angesprochen wurde. Oder daß ein siebzehnjähriges Mädchen, deren Mutter Alkoholikerin ist und von Polizeibeamten auf der Straße eingesammelt wurde, die Dienst versehenen Beamten beschuldigte, ihre Mutter geschlagen zu haben.

Weil, so ihre Worte: „man solches ja eh ständig in der Zeitung liest“. In Wirklichkeit rührte eine Verletzung der Mutter von einem Sturz auf der Fahrbahn her.

Der Macht der Presse als meinungsbildendes Medium sieht sich der Polizist hilflos gegenüber. Zumal jede seiner Amtshandlungen als gut verwertbarer Stoff für eine Pressemeldung dienen würde. Meiner Meinung nach wird das Verhältnis Presse—Polizei im wesentlichen durch zwei Faktoren bestimmt. Einmal durch die Notwendigkeit der Presse, Informationen zu bekommen, und das andere Mal durch die Befürchtungen auf Seiten der Polizei, durch Artikel in ihren Zeitungen kritisiert zu werden. Einige Lokalredakteure führender steirischer Tageszeitungen meinen, daß die Pressestellen der Polizei auf Anfragen nur sehr vage Auskunft geben. Vor allem dann, wenn sich das polizeiliche Handeln auf Bürger der oberen sozialen Schicht bezieht.

Aber nicht nur das Verhältnis Polizist—Bürger, Polizist—Presse, sondern auch das Verhältnis Polizist—Vorgesetzter erscheint ab und zu

problematisch. „Der hierarchisch unterstehende Polizist“ spricht vom Vorgesetzten als von einem Beamten, „der vom exekutiven Dienst der Polizei keine Ahnung hat“. Solche oft emotional vorgetragenen Vorwürfe stützen sich auf Erfahrungen, wonach sich der „kleine Polizist“ von Vorgesetzten, welche keine direkten Polizeihandlungen ausführen, bei manchen Amtshandlungen zuwenig unterstützt fühlt (Roland Girtler — Polizeialtag, 1979). Der Polizist fühlt sich also von seinem Vorgesetzten im Stich gelassen. Kritik an den Vorgesetzten wird aber auch oft deswegen geübt, weil je nach gesellschaftlichem Druck das polizeiliche Handeln einer internen Sanktionierung unterworfen wird. Als kleiner Polizist erinnert man sich dabei an einen Wiener Polizeipräsidenten, der in solchen Fällen „vom übereifrigen Beamten“ sprach, oder an einen hohen Grazer Polizeijuristen, der, ohne sich von der Wahrheit einer Beschwerdeführung zu überzeugen, die Beamten mit dem Hinweis, daß der Beschwerdeführer ihm gut bekannt sei und deshalb das Vorgebrachte bestimmt seine Richtigkeit habe, rügte. Der Polizeibeamte ist zwar beruflich durch seine Beamtenstellung abgesichert, doch hat vor allem der „kleinere Beamte“ in seinen Aktionen mit Vorgesetzten das Gefühl einer nicht gerechtfertigten Unterlegenheit. Dies drückt sich meiner Meinung nach dadurch aus, daß man einmal von ihm verlangt, einen bestimmten Erfolg im Sinne der Bürokratie zu erbringen, aber andererseits die bürokratische und soziale Distanz in der Polizeihierarchie bewußt aufrechterhält. Diese Distanz kann auch durch besondere Belobigungsritualien nicht beseitigt werden. Falsche Erwartungen, denen der Polizeibeamte nie oder kaum nachkommen kann, erzeugen in ihm ein ständiges Gefühl der Frustration. Auf der Suche nach seiner Identität findet er sie dort, wo es für den Bürger, der sich friedlich nach getaner Arbeit mit dem Auto nach Hause begibt und vielleicht soeben gespannt dem Radiobereich der jüngsten Heldentat eines Freischärlers lauscht, unverständlich ist, bestraft zu werden, wo doch seine Übertretung in Relation zu der des Freischärlers als nichtig angesehen werden kann. Und genau dort vermeint der Polizeibeamte in sehr vielen Fällen, daß ein Abschen von der Strafe einem Verlust seiner Identität gleichkommt.

Aber auch der Vertrauen fassende Bürger, der in dem Polizisten seinen „Freund und Helfer“ sieht, fühlt sich bei Bezahlungen einer Strafe gefordert, zumal dies der einzige Freund sein dürfte, der ihm bewußt eine finanzielle Schlechterstellung herbeiführt.

GEMEINDEZEITUNG – KOMMUNIKATIONSTRUMENT FÜR DIE BÜRGER

Überfüllte Briefkästen, Papierhaufen vor der Wohnungstür – dieses Bild zeigt sich tagtäglich, nicht nur vor Festtagen. Beträfe dieser Zustand nur den persönlichen, privaten Briefverkehr, wäre dies ja noch akzeptabel. Tatsächlich muß der „gemeine“ Bürger aber feststellen, daß die daheim anwachsenden Papiermengen größtenteils aus Werbeprospekten bestehen, die, von ihm nie angefordert, ihn auch kaum interessieren. Last, not least, der Weg dieses Prospektmaterials, für dessen Herstellung eine große Anzahl Bäume ihr Leben lassen mußte, ist somit vorgegeben: er endet im Mistkorb. Zyniker mögen sagen, dies sei eine sehr subjektive Beleuchtung des Problems, zumal dadurch zum Beispiel die Post einen Nutzen zieht – und vielleicht weiterhin wenigstens ein mit Gewinn arbeitender Bundesbetrieb bleibt – oder weil doch im Zeitalter des Energiesparens der Papierabfall für das häusliche Herdfeuer wertvolle Dienste leistet. Fest steht jedenfalls, daß es nicht leicht ist, unter solchen Auspizien für ein weiteres Papierprodukt, die Gemeindezeitung, das Wort zu reden. Doch muß sofort der Unterschied zu dem vorhin erwähnten Papierwust aufgezeigt und über Wert und Bedeutung

einer sinnvoll gemachten Regionalzeitung gesprochen werden.

Sich mit dem meinungsbildenden Einfluß der heutigen Massenmedien im allgemeinen zu beschäftigen, hieße, um ein altbekanntes Sprichwort von Aristophanes zu zitieren, Eulen nach Athen zu tragen. Da tauschen auch noch so abschwächende Aussagen diverser verantwortlicher Redakteure großer Zeitungen in öffentlichen Diskussionen nicht darüber hinweg. Ein Blick hinter die Kulissen zeigt, wie zum Beispiel der Staat trotz gegenteiliger Volkstendenzen immer mehr den ORF vereinnahmen möchte. Ein Blick hinter die Kulissen genügt, um zu erkennen, in welch unerbittlichem Konkurrenzkampf die Tageszeitungen nicht nur um die Gunst der Leser kämpfen, sondern mit allen Mitteln das „Ziel“ einer österreichischen Monopolstellung anpeilen. Würden solche Dinge vonstatten gehen, wenn die Medien – wie sie vielfach öffentlich glaubhaft machen wollen – ohne Einfluß auf die Meinungsbildung des einzelnen wären?

In dieser Erkenntnis liegt aber auch bereits die Begründung für die Existenz der Gemeindezeitung. Wie bei den großen Tageszeitungen soll auch bei regionalen Zeitungen die

Information des Lesers vor der ideologischen Beeinflussung stehen.

— Eine bekannte Wahrheit ist es ja, daß man nur dann objektiv und wertfrei informiert ist, wenn man zum gleichen Thema möglichst alle Zeitungen verschiedenster Richtungen liest. — Trotz dieser Übereinstimmung wäre es aber völlig verfehlt, die regionalen Zeitungen den Tagesblättern angleichen, anpassen zu wollen. Denn gerade in der Alternative zur großstadtzentrierten Tageszeitung liegt der wesentlichste Vorteil von Gemeindezeitungen. Bei ihnen kann nämlich der ursprüngliche Sinn des Zeitungsschaffens wieder zum Durchbruch gelangen, weil durch den hohen Regionalbezug und durch die bekannte, feststehende Zielgruppe ein echter beidseitiger Informationsaustausch stattfinden soll, bei dem sich jeder einzelne angesprochen fühlt. Durch diese Bürgernähe wird es zum einen wieder möglich, die wahre (!) Volksmeinung aufzuspüren und darauf zu reagieren, zum anderen, die eigene Zeitungsmeynung nicht nur taxativ, sondern begründet und diskussionsbereit ins Volk zu bringen, anstatt nur reißerischem, oberflächlichem Enthüllungsjournalismus zu frönen. Überzeugendes Eingehen auf die ortsbezogenen Nöte, Probleme und Ereignisse soll den Schwerpunkt der Berichterstattung bilden. Die Leser sollen durch verschiedenste Aktionen in der Zeitung zu Wort kommen, Stellung nehmen, mit der Zeitung sprechen können. Er soll nicht gegen eine anonyme Wand des Nicht-Kommunizierens anrennen oder erst nach langen Bittgängen von hoffärtigen Journalisten empfangen und nach einmütiger Audienz wieder abgepeist werden, sondern jederzeit die

29



Erklärende Spruchbänder zu Darstellungen aus dem Alten Testament im Blockbuch „Canticum Canticorum“ aus dem Jahre 1460.



Sprechblasen in der modernen Comics-Literatur.

WAHLKAMPFSPRACHE ALS AUSDRUCK POLITISCHER KULTUR

Möglichkeit besitzen, mit den zuständigen Redakteuren — die ja meist Ortsansässige sind — zu sprechen. Nur so wird eine Gemeindezeitung sinnvoll und von jenen Lesern, die sich von der eher regionalfeindlichen Tageszeitung nicht angesprochen fühlen, positiv meinungsbildend empfunden.

Erfahrungswerte zeigen auch, daß zunehmende finanzielle Abhängigkeit von einem bestimmten Geldgeber häufig zu einem Individualitätsverlust bezüglich der Meinungsäußerung führt und dies bei Erkennen zum deutlichen Absinken des Beliebtheitsgrades einer Zeitung beiträgt. Die Regionalzeitung sollte also auch hierin einen eigenen, von der Tageszeitung abweichenden Weg gehen und versuchen, durch „primitive“, laienhaftere Ausstattung die Produktionskosten zu drücken. Dabei ergibt sich zusätzlich die angenehme Begleiterscheinung, daß die unpersönliche, nüchterne und kalte Technik durch einen mit dem Leser verbindenden Stil ersetzt wird. Trotzdem sollte aber auch bei „billigerer“ Ausstattung nicht auf die heute unbedingt nötigen, optischen Reize vergessen werden. Das TV-Zeitalter bringt nämlich die Erscheinung mit sich, daß die Bevölkerung immer mehr auf visuelle Eindrücke reagiert und eine allgemeine Leseverdrossenheit Platz greift. Langsam scheint sich ein Kreis zu schließen, der in der byzantinisch-frühchristlichen Zeit insofern seinen Ausgang nahm, als für die des Lesens Unkundigen an den Kirchenwänden der Inhalt des Alten und Neuen Testaments in Streifenbildern dargestellt wurde. Vergleicht man damit die heutige Form von Comics, aber auch die gesamte Aufmachung von diversen Zeitungen, so ist die große Ähnlichkeit nicht zu leugnen, wenn der Inhalt fast ausschließlich durch Bilder und mit nur wenigen, in Sprechblasen oder Untertiteln beigefügten Worten erzählt wird. Ob auch noch, beschleunigt durch die derzeitige Orthographie vernachlässigende Schulpolitik, der letzte Schritt in Form allgemeinen Analphabetentums stattfindet, wird die Zukunft weisen.

Summa summarum muß das Warum einer Gemeindezeitung also in ihren Möglichkeiten gesucht werden, zu großen Tagesblättern gegensätzliche Wege unter der Prämisse einer bürgernahen Kommunikation zu beschreiten.

Brutal“, „verlogen“ und „verwirrend, weil man nicht weiß, was man glauben soll.“ Mit diesen vernichtenden Attributen etikettierte knapp die Hälfte der vom Institut für Demoskopie in Allensbach befragten Bundesbürger den Bundestagswahlkampf 1980. Ernüchternd war auch das Ergebnis, daß der Wahlkampf lediglich sieben Prozent der Interviewten „gehoffen (hat), die Wahlentscheidung zu treffen“. Eine deprimierende Bilanz.

„Es war die beste der Zeiten, es war die schlimmste der Zeiten.“ So läßt Charles Dickens seinen Roman „Zwei Städte“ beginnen. Müheles könnte man diese Zustandsbeschreibung auf den deutschen Wahlkampf übertragen. Als agitatorisches Strickmuster — hier „beste Zeiten“, hier „schlimmste Zeiten“ — feierte sie im Wahlkampf fröhliche Urständ: im Hochloben eigener und Verdammung konträrer Positionen und Personen. Dabei könnten Wahlkampagnen stimulierende Phasen für Demokraten sein; Politiker und Bürger hätten Gelegenheit, Argumente auszutauschen, Perspektiven zu erörtern, Anregungen aufzunehmen.

„Erreichen wir mit unserer Sprache und unseren Bildern die Generation, die die Jahrtausendwende erleben wird?“ fragte einen Monat nach der Wahl der CDU-Vorsitzende Kohl besorgt.

Fragen nach den sprachlichen Mitteln im Wahlkampf und danach, was dem Wähler als Politik im plebiszitären Wahlkampf präsentiert wurde, stellt sich der folgende Beitrag. Er wirft ein Schlaglicht auf die politische Kultur in der Bundesrepublik im Jahre 1980.

Tugendwächter

Erste Vorwahlgeplänkel zur Jahreswende 1979/80 ließen befürchten, das Giganten-Duell Schmidt — Strauß könnte Formen annehmen, die alles Bisherige an Schärfe und verbaler Brutalität in den Schatten stellen. Doch stärker als in früheren Jahren schien zumindest bei den Wählern das Bedürfnis nach einem fairen und begrenzten Wahlkampf ausgeprägt. Lösungsvorschläge zu den drängenden ökonomischen, sozial- und außenpolitischen Problemen wurden ebenso erwartet wie perspektivische

Antworten darauf, wie es eigentlich weitergehen soll.

Hoffnungen weckte die geplante Einrichtung einer Schiedsstelle zur Überwachung eines fairen Wahlkampfes. Die Notwendigkeit dieser Instanz begründete der stellvertretende SPD-Vorsitzende Wischnewski u. a. mit zunehmender „Parteiverdrossenheit“, die letztlich auch der parlamentarischen Demokratie gefährlich werden könnte. Zwar erwartete der Bürger harte, sachliche Kontroversen, der Wahlkampf müsse aber Prüfstein für die „Redlichkeit“ der Parteien und ihrer Argumente sein.

Hinter diesem polit-hygienischen Aspekt verbarg sich die Taktik der SPD, Strauß „vorzuführen“. Oder wie die „Süddeutsche Zeitung“ schrieb: Die SPD beobachte, daß sich Strauß „nicht als Raufbold von Vilshofen, sondern als seriöser Staatsmann“ darzustellen versucht. Aus dieser Rolle müsse er durch Provokationen gekippt werden. Dann wäre er ein lohnendes Opfer für die Schiedsstelle. Schon frühzeitig hatte SPD-Fraktionschef Herbert Wehner seine Parteifreunde gezügelt und davor gewarnt, Strauß „emporzuschmeißen“, damit nicht die gegen ihn erzeugte „Pogromstimmung“ (Kohl) den Herausforderer auf einer Mitleidswohle nach oben trage.



Staeck-Plakat aus dem Jahr 1972

Sicherlich: gerade in Wahlkampfzeiten lebt die Demokratie vom Streit der Meinungen — aber auch von den Versuchen, den Gegner abzuqualifizieren. Eine Schiedsstelle, die Fairneß garantiert und Unfairneß anprangert: dies war außerdem so recht nach dem Wunsch deutscher Muster-Demokraten.

In der „übergeordneten sittlichen Verpflichtung für die innere Gesundheit des Wahlkampfes“ übernahm Bischof Kunst am 1. Juli 1980 — drei Monate vor dem Wahltag — sein Amt als Vorsitzender. Sogleich beilegte er sich, davor zu warnen, ihn als „nationalen Tugendwächter“ anzusehen.

Im Wahlkampfabkommen (Paragraph 1) verpflichteten sich die Parteien, „auf jede Art von persönlicher Verunglimpfung und Beleidigung“ zu verzichten. Denn konnten sich bisher die Wahlkontrahenten gegenseitig als „größtenwahnwitzig“, „reif für die Nervenheilanstalt“, „Figur im Spiel der Sowjetunion“, als „blindwütigen Konfrontationsstrategen“, „bayerisches Rumpelstilzchen“, als „primitiv“ oder „skrupellos“ titulieren, so mußte laut Text des Abkommens jeder Wahlredner künftig seine Worte mit Bedacht wählen. Die Schiedsstelle sollte einen Wall gegen die verbale Schlammflut bilden. Doch er barst in der Dauerbrandung verbaler Ausfälle.

Die Schiedsstelle wurde als zusätzliche Wahlkampfarena mißbraucht und erledigte so letztlich das Gegenteil ihrer Aufgabe. Sie trug zur „Verbreitung von Wortunrat“ (Lattmann, SPD) bei, indem sie den inkriminierten Aussagen massenhaft Publizität verlieh.

Dies belegt bereits der erste Fall, mit dem sich die Kunst-Riege zu befassen hatte. CSU-General Stoiber sah in einer Karikatur im (kaum gelesenen) SPD-Organ „Vorwärts“ seinen Vorsitzenden Strauß „in diffamierender Weise als blutdürstig und von brutaler Machtbesessenheit erfüllt“ dargestellt.



Aus „Vorwärts“

Die dem SPD-Organ erteilte Rüge der Schiedsstelle wurde mit allen Details und der beanstandeten Kari-

katur eilfertig von den Massenmedien verbreitet.

Ein anderes Mal hatten sich die Kunst-Analysiker mit einem Zitat von CSU-Zimmermann zu befassen, der zum geplanten, letztlich jedoch geplatzen Schmidt-Honecker-Treffen posierte: Der Kanzler habe erreicht, daß er „zur lenkbaren Figur des Ostberliner Regieassistenten und des Moskauer Regisseurs wurde“. Die treuerhizige Versicherung Zimmermanns, er habe „nicht unterstellen wollen, daß der Bundeskanzler für Ostberlin bzw. Moskau überhaupt lenkbar geworden sei“, bewahrte ihn vor einer Verurteilung. Die Schiedsstelle aber hatte einen Präzedenzfall geschaffen: Sie ließ sich auf Verhandlungen über semantische Feinheiten ein und ließ sich damit ihre moralische Autorität frühzeitig abkaufen.

Zusehends verhedderte sich die Schiedsstelle in Wortklaubereien, Begriffsdefinitionen und akrobatischen Verbalanalysen. Die sprachlichen Entgleisungen nahmen zu, und die Öffentlichkeit bekam die Verbalinjurien, die persönlichen Diffamierungen nun sogar offiziell zur Kenntnis.



Saison-Knüller: Der Billig-Werbung-Apparat
Zeichnung: Bruns
Aus „Neue Ruhr-Zeitung“

Knapp sechs Wochen vor den Wahlen mußte CDU-General Geißler vors Schiedsgericht. Angeklagt, den Bundeskanzler als „politischen Rentenbetrüger“ bezeichnet zu haben.

Die SPD hatte hierin einen Verstoß gegen das Wahlkampfabkommen gewittert, nicht aber die Kunst-Leute. Ihnen hatte Geißler feinsinnig erklärt, er werde und wolle nicht den Begriff Betrüger im strafrechtlichen Sinne verwenden. Seine Äußerung sei „im übertragenen Sinne politisch gemeint“. — Das Verfahren vor der Schiedsstelle verlieh dem „Rentenbetrug“ jene öffentliche Schubkraft, durch die erst das Thema Renten in der großen Wahlkampfschlacht wortmächtig inszeniert werden konnte.

Der CSU-Broschüre „Die Moskauer-Fraktion der SPD — Gefahr für die Freiheit“ bot die Schiedsstelle ein spektakuläres Podium. Die Wähler erfuhren von den Kunst-Überforderungen, eine „unbewiesene und uner-

laubte Grenzüberschreitung“ sei die Behauptung, die Moskau-Fraktion in der SPD bestimme allein deren Kurs. — Aber: Die Moskau-Fraktion lebte an den Biertischen und in den Parteikundgebungen weiter.

Eine der letzten Kunst-Entscheidungen bezog sich auf eine Äußerung Willy Brandts, der von einer „zweiten bayerischen Machtergreifung“ sprach, falls Strauß die Wahlen gewinne. Die Kommission bewertete es als „unangemessen, irgendeine Analogie zwischen der Machtergreifung Hitlers und der Kanzlerkandidatur des bayerischen Ministerpräsidenten zu ziehen“. Der abschließende Satz in der Presseerklärung der Schiedsstelle — „Sie lehnt es ab, sich weiter mit der Angelegenheit zu befassen“ — war der Abgang einer mit großen moralischen Erwartungen überfrachteten Schiedskommission.

Es war eine Fluchtreaktion, weg vom glatten Parkett, auf das sich die „älteren Herren“ begeben hatten, auf dem sie der Versuchung erliegen waren, in gutgemeintem Eifer und moralischem Engagement der überbordenden Wahlkampfpolemik Einhalt zu gebieten.

Fairneß und Sachlichkeit blieben auf der Strecke. Die Schiedsstelle entpuppte sich als „dröhnender Resonanzboden der Unfairneß“ („Zeit“), der das Wahlgezer der Parteien, die propagierten Halbwahrheiten und Unterstellungen, die Beleidigungen und Herabsetzungen des Gegners erst recht publik machte.



Spiel ohne Grenzen
Zeichnung: Bruns
Aus „Rhein. Zeitung“

Vergiftete Atmosphäre

Blindwütige Personalisierung, geifernde Diffamierung, geschichtsklitternde Vergangenheitsbewältigung, gekonntes Verdrängen wichtiger Sachfragen, wilde Verbalexzesse um Nebensächlichkeiten: So hätte ein Schlagwortkatalog lauten können, der sich mit dem „Stil“ des 80er Wahlgerangels auseinandersetzt. Natürlich ist Wahlkampf keine Veranstaltung für Sprach-Astheten. Verdächtigungen, Unterstellungen gab es und wird es immer geben. Was jedoch den zurückliegenden Wahlkampf auszeichnete, war das Ausklammern wichtiger politischer The-

men zugunsten eines circensischen Gladiatoren-Schlagabtausches. Die beiden großen Parteigruppierungen (Sozialdemokraten/Christdemokraten) hatten alles auf eine Karte, auf die Faszination ihrer Spitzenkandidaten, gesetzt.

Die totale Reduzierung auf das Gerangel der Spitzenkandidaten war einzigartig und prägte sowohl Wahlkampfstil als auch Wahlkampfthemen. Dieses Duell führte zur Überschätzung der Person vor den Sachprogrammen. Verbales Dauer-Gebolze überlagerte die politischen Inhalte; aus dem Wahlkampf, dem Ringen um Zustimmung, wurde ein entpolitisiertes Hahnenkampf-Spektakel.

Eine Analyse der Mobilisierungsreden von Schmidt und Strauß liefert Erstaunliches: Knapp zur Hälfte der Redezeit beschäftigte sich der Kanzler, zu gut einem Drittel der Herausforderer, mit ungeschminkter „Feindbildpflege“. Wortreich wurde die Unmöglichkeit, Unfähigkeit, Nichtwählbarkeit des jeweils anderen vorgeführt: ein Dämonen-Wahlkampf, der viele ab- und verschreckte (und zur FDP trieb).

Wenige Tage vor der Wahl schrieb der künftige Regierungssprecher, Kurt Becker, in der „Zeit“: „Der konsequent geführte Schaukampf ließ die Profile der Parteien hinter ihren Köpfen verkümmern.“ Und im „Handelsblatt“ lautete die Wahlkampf-Bilanz: „Viel Schmutz, aber wenig Spannung.“ Tatsächlich: Langeweile hatte sich breitgemacht bei jenen, die Sach-Kontroversen erwarteten; Abwechslung fanden nur die, die sich an Verbalinjurien erfreuten.



Kämpfend untergegangen

Personalisierung

Im Wahlkampf standen sich zwei der erfahrensten, intelligentesten und potentesten Politiker ihrer Generation gegenüber. Aber wie sie sich gegenüberstanden! Nicht zisierte Argumentationsmuster wurden geboten, sondern holzklotzige Verbalrammen mit dem Ziel der Gegner-Vernichtung.

Schnell wurden von Meinungsbildnern die Spitzenpolitiker etikettiert und in das gewünschte Freund-

Feind-Schema eingezwängt. Geschickte Meinungsmache ließ — so



Stück ohne Handlung
Zeichnung: Gottscheber
Aus „Kölner Stadt-Anzeiger“

die „Zeit“ — den Kanzler als „beherrscht und kontrolliert“ erscheinen, als „Muster der Beherrschtheit“ feiern; Strauß hingegen wurde in die Schublade „emotional und aggressiv“ gepercht, als „unberechenbarer Vulkan“ präsentiert.

Vergangenheits-, Bewältigung

Mit dem berüchtigten Satz: „Wir haben in der Vergangenheit nicht deutlich gemacht, daß Nationalsozialisten in erster Linie Sozialisten waren“ hatte CSU-General Stoiber eines der dominierenden Wahlkampfthemen angeschlagen. Ein CSU-Statement versuchte, die historische Rabulistik zurechtzurücken: „Niemand hat behauptet, daß die SPD dem Nationalsozialismus nahegestanden habe! Jedoch die Diskussion über die Tatsache, daß im Faschismus wie im Nationalsozialismus starke sozialistische Grundideen stecken, muß geführt werden.“

Ein (un-)heimliches Grundmotiv war angesprochen: die invektive Durchleuchtung der Vergangenheit begann. Während Schmidt bei Strauß „deutschationale Attitüden“ ortete, sagte Strauß, er sei kein Führer, kein Duce — das überlasse er dem „Gegenkandidaten Schmidt“. Bei einer Kundgebung in Stuttgart signalisierte ein Transparent dem Hauptredner Strauß: „Mensch, ist der Hitler fett geworden.“

Strauß sah in den (organisierten) Störern seiner Massenveranstaltungen „die besten Schüler von Joseph Goebbels“ angetreten. Und in Kluges Kinofilm „Der Kandidat“ wurde Strauß bescheinigt, „kein Nationalsozialist“ zu sein: „Vom Nationalsozialismus gesehen, steht Strauß rechts.“

Strauß selbst beschuldigte den SPD-Strategen Bahr, er habe zu verantworten, „daß heute die SPD-Propaganda gegen mich kaum mehr zu unterscheiden ist von der Propaganda Herrn Julius Streichers und seines „Stürmers“ gegen die Juden in den dreißiger Jahren“.

Der staunende Zuschauer rieb sich ob dieses Verlustes an historischen

Maßstäben und des Verzichts auf alle moralischen Kategorien entsetzt die Augen. Die Scherben, die durch diese Kampagne entstanden, können sie noch beseitigt werden?

Tierisches

Im Juli 1978 hatte der „Enthüllungs“-Schriftsteller Bernt Engelmann in einer Pressekonferenz unterstellt, Strauß sei NS-Führungsoffizier gewesen. Strauß konnte dies widerlegen, da er lediglich als Offizier für wehrgeistige Führung tätig war. Gleichzeitig weigerte er sich, gegen Engelmann zu prozessieren, indem er sagte: „Ich führe keinen Prozeß gegen Ratten und Schmeißfliegen — aus!“ Ein böses Wort war geboren, das die Gemüter bewegte. (Schmidt: „Dieser Politiker entzweit unser Volk!“) In einem Interview vor den Wahlen verschärfte Strauß die eingeschlagene Gangart: „Wer die Dreckschleuder gegen mich betätigt, ist für mich nicht prozeßwürdig.“ Und seine Aussage, mit „Ratten und Schmeißfliegen“ keinen Prozeß zu führen, habe auch nichts mit Unbesonnenheit zu tun: „Ich kann eskalt austreten.“

Am 11. September 1980 attackierte Strauß den neugewählten PEN-Präsidenten Walter Jens und andere „Schreibtischtäter“ (das Wort stammt von Willy Brandt) und „Mikrofonhetzer“. Jens hatte er als „aus der politischen Umwelt und schriftstellerischen Subkultur kommend“ geortet, mit denen aber jetzt „Schluß gemacht werden“ müsse.

Der Vorsitzende der Humanistischen Union hielt diese Auseinandersetzung, in der Menschen mit Tieren verglichen werden, nicht mit der Wertordnung des Grundgesetzes vereinbar. Einen entsprechenden Appell an die CSU konterte diese mit einigen Zitaten, „die Gelegenheit gaben, den Appell zu verbreitern“: So habe u. a. Schmidt 1975 Demonstranten zugerufen, „die Schreihäse sollen hingehen, wo sie hingehören, in die Löcher der Mäuse und Ratten“.

Tagelang füllte die Empörung über das „Ratten-und-Schmeißfliegen“-Zitat die bundesdeutschen Gazetten: wiederum ein Wahlkampfthema, das eigentlich keines war.

Friedensfähig?

Der Wähler wurde vor allem durch Schein-Alternativen und potemkinsche Themen überfordert. Ihm wurde über Wochen und Monate hinweg eingerichtert, am 5. Oktober gehe es um Frieden oder das Gegenteil davon. Diese groteske Überzeichnung im anfänglichen SPD-Konzept verlor durch ihre dauernde Wiederholung an Wirkung. Ebenso aber die stereotype Behauptung von Strauß, der Bonner Kanzler sei ein widerstandsloser Lakai der Sowjets.

Kühl kalkulierend unterstellte der Kanzler, die Union sei nicht fähig, die Sprache des Friedens zu sprechen; Strauß sei „zum Frieden nicht fähig“. Vom SPD-Gefolgsorgan „Spiegel“ fand Schmidt darin Unterstützung, und Chef Augstein belehrte seine Leser, Strauß sei zwar kein „Kriegshetzer, sondern lediglich unfähig, Realpolitik (Bismarcksche) zu treiben“.

Dabei hätte Außen- bzw. Friedenspolitik durchaus ernsthaftes Sachthema dieses Wahlkampfes sein können, als im Gefolge der Afghanistan-Krise die Bewahrung des Friedens von der großen Mehrheit der Bevölkerung als oberste Aufgabe der Politiker eingestuft wurde. Statt dessen wurden Bürgerängste mobilisiert: Die SPD-Propaganda zielte darauf, Schmidt mit Frieden und Strauß mit Krieg gleichzusetzen. Die CSU mobilisierte Gegenängste — vor der Sowjetmacht. Strauß bezichtigte die Kontrahenten, ihr Slogan „Der Frieden sei immer sicherer geworden“ entspringe einem „mit einer Art religiöser Inbrunst herausgestellten Begriff der romantischen Entspannungspolitik... (der) mit Zähnen und Klauen verteidigt (werde), weil man nicht zugeben kann, daß damit falsche Hoffnungen und irrtümliche Vorstellungen verbunden waren“.

Stoppt Strauß! STRAUSS HEIßT KRIEG!

Demokratischer Jugendzirkel Regensburg

Aus einer Einladung des DGB-Bayern zum „Antikriegstag“ am 1. September 1980

Mit großem propagandistischem Aufwand war die Friedens- bzw. Kriegs-Kanzler-Platte gespielt worden. Ein apokalyptisches Panorama auf einem riesigen geistig-politischen Scherbenhaufen. Wer mag da noch an die Gemeinsamkeit der Demokraten glauben?

Hirten

Von einem weiteren Nebenkriegsschauplatz ist zu berichten:

In der letzten Phase des Wahlkampfes erregten sich die Koalitionspolitiker über einen Hirtenbrief der deutschen Bischöfe. Schmidt polemisierte gegen die darin enthaltenen Äußerungen

zur katastrophalen Lage der Staatsfinanzen und kanzelte die Bischöfe ab, da es „ein theologisches Lehramt für Staatsfinanzen“ wohl nicht gebe. Auf die damals angekündigte geharnischte Antwort des Kanzlers an die Bischöfe warteten diese noch immer... Das Schärmützel um den Hirtenbrief ließ die erschrockenen Wähler erst gar nicht den Inhalt des Schreibens kennenlernen. Im Geplänkel darüber, ob „von der Kanzel herunter Politik getrieben“ werden dürfe, gingen wichtige Themen, zu denen der Hirtenbrief Stellung bezogen hatte, wie Familienpolitik, Staatsverschuldung, Bürokratisierung verloren.

Begleitboote

Von Initiativgruppen, Krypto-Werbung und Stimmungsmache aus dem politischen Unterholz soll noch kurz die Rede sein. Unübersehbar die Schlammlut auch hier, die Gemeinsamkeiten und sprachliche Verblendungen ans Tageslicht förderte. Ungezählt sind die „Spontan“-Gruppchen, die ihre Verbalradikalismen nach allen Richtungen absonderten. Pars pro toto mögen stehen:

● Zum ersten junge Hamburger Pastoren, die unter „Stoppt-Strauß“-Plakaten „Christen zum Widerstand“ riefen. Aus „christlicher Verantwortung“ wollten sie „Strauß gar nicht anmachen“, sondern „auf die durch ihn personifizierte Gefahr (hinweisen), die unserer demokratischen Gesellschaft droht, wenn wir schweigen“. Vermessene Erinnerung an die Nazi-Zeit, als auch „die Kirche... zu lange geschwiegen hat“.

● Zum zweiten eine politische Poesie, die ihre Pro-CSU-Haltung in Verse kleidete:

„Wo im Bund, in Land und Stadt die SPD die Mehrheit hat, dort wird dasselbe Rot gehißt, das auch das Tuch von Moskau ist.“ Na, immerhin: Es reimt sich. Auch diese Platte ist bekannter Dauerbrenner — seit 1953. „Alle Wege führen nach Moskau! Darum CDU“ hieß der damals affizierte Slogan.

● Und drittens sei Wolf Biermann genannt, der sich — wie er es selbst nennt — im „tagespolitischen Dreck der Epoche“ verliert, vorher aber noch mit Wut und Haß gegen Strauß mit der „feisten Fratze“ singt.

Staunen

Dem Bürger blieb bei solchen Unflätigkeiten und sich wechselseitig emporschaukelnden Halbtiraden eines: das Staunen über „seine“ Politiker. Doch offenbar hat er sich an die Sprache des Unfriedens als wahlkampfpolitisches Ritual gewöhnt.

Müssen Wahlkämpfe immer so ablaufen? Beinahe ist man geneigt, als Grundkonstante des öffentlichen

*Buback, Ponto, Schleyer,
der nächste ist ein Bager!*

Registriert wurde dieser Spruch z. B. am 19. Januar 1980 in Dorsen, 5. März 1980 in Schöndorf, 13. April 1980 in Euskirchen, 9. März 1980 in Gießen, 13. April 1980 in Euskirchen, 5. Juni 1980 in Nürnberg

Werbens der Parteien um Zustimmung und Identifikation die Methoden und Strategien der persönlichen Verunglimpfung zu erkennen. Wahlkämpfe, die zu einem Schreckens-Szenario entarten und Endzeitvisionen propagieren, können nicht auf das nüchterne Kalkül des Wählers bauen. Ihm bleibt die Hoffnung, daß die rhetorischen Ergüsse bis zu den nächsten Wahlen verkümmern. Dagegen steht seine Verführung: Die Namen wechseln, die Verleumdungen bleiben.

Unverbindlichkeiten

Die Zeichen der Wahl standen auf Polarisierung und politisch-psychologische Imagewerbung. Das atmosphärisch aufgeladene Umfeld der Persönlichkeiten Schmidt und Strauß bestimmte die Wahlkampfarenen ungleich deutlicher als die konkreten sachpolitischen Positionsunterschiede. Das Interesse der Wähler an den Einstellungen der Parteien zu aktuellen Problemen wurde (aus wahltaktischen Gründen?) gering gehalten.

Daß es „zu den Eigentümlichkeiten des politischen Stils hierzulande gehört, daß Auseinandersetzungen nur selten wirklich um eine Sache geführt werden“, hatte FDP-Sekretär Verheugen unter der griffligen Vokabel „Seifenblasendemokratie“ in einer aufgestackten Polit-Analyse vermarktet. Nicht nur die „Zeit“ beklagte sich, daß die „nationalen Schicksalsfragen“ wie

— Wirtschaftspolitik (Arbeitslosigkeit, Geldstabilität)

— Finanzpolitik (Staatsverschuldung)

— Sozialpolitik (Rentensicherung)

— Außen- und Rüstungspolitik

— Gesellschaftspolitik (Familie/Bildung)

— Energiepolitik

— Umweltpolitik

weitgehend vor der Wahlkampf-Öffentlichkeit abgeschottet oder bestenfalls stiefmütterlich angegangen wurden. Auf der Tagesordnung stand auch hier: demagogische Verzerrung der Tatbestände, um dem vorgegebenen „Freund-Feind-Schema“ zu genügen.

Die SPD stellte ihr Wahlprogramm unter den Slogan: „Sicherheit für Deutschland“; sie griff damit eine seit 1953 bei den Sozialdemokraten angesiedelte Parole auf, die seitdem als

Reizwort quer durch das Parteienspektrum echo.

Die Unionsparteien entschieden sich für das Motto „Für Frieden und Freiheit in der Bundesrepublik Deutschland und in der Welt“. Daß es „diesmal ums Ganze geht“, tönnte die FDP, die aber dabei nur an ihr parlamentarisches Überleben dachte.

Zwei Themen, die sich aus den persönlichen Beschimpfungen mühsam herausfiltern ließen, sollen im folgenden skizziert werden.

1. Sicherheit/Frieden

Einem naheliegenden Grundbedürfnis der deutschen Bevölkerung entsprach der zentrale Sicherheitsappell. Dies um so mehr, da sich angesichts einer beunruhigenden internationalen Situation und eines stark gedrosselten Reformoptimismus der Wunsch nach Stabilität und Sicherheit spürbar vertieft hatte. Er korrespondierte mit dem Interesse, die Dinge mögen sich so weiterentwickeln wie bisher oder zumindest solle der erreichte Wohlstand erhalten bleiben. — Wer den Adenauer-Spruch „Keine Experimente!“ aufgriff, konnte Punkte sammeln.

SPD und FDP plädierten unverdrossen für die Kontinuität ihrer schon elfjährigen Regierungspraxis. Ihre „weitblickende, ausgewogene, berechenbare Außenpolitik“ — verbalistisch überhöht als „Friedenspolitik“ — wurde als „Friedenspolitik“ deklariert — müsse fortgesetzt werden, denn dazu gäbe es „keine verantwortliche Alternative“. Die unterstellte Alternativlosigkeit dieser Politik brachte es mit sich, daß a) deren Repräsentanten keine neuen Perspektiven entwickeln konnten/wollten und die Darstellung der bisherigen Leistung die Zukunftsplanung überblendete;

b) Politiker, die sich dieser alternativlosen Strategie nicht anschlossen, als „Friedensfeind“ abgetan werden konnten.

Letzteres widerfuhr der CDU/CSU, die für eine geistige und politische „Wende“ — in einer materiell saturierten Gesellschaft — plädierte und forderte, die „sozialistische

Entspannungspolitik“ müsse durch eine „realistische Friedenspolitik“ abgelöst werden. Die Unionschristen wollten den jetzigen Kurs der Regierungen-Außenpolitik, der aus ihrer Sicht prinzipiell falsch angelegt war, nicht möglichst nahtlos, doch mit der Versicherung „Pacta sunt servanda“ fortsetzen.

Wäre es gelungen, die Auseinandersetzung um das Pro und Contra dieser Ansprüche und seiner sachpolitischen Konsequenzen zum argumentativen Zentrum der Wahlkampagne zu machen — die Konfrontation wäre kaum weniger hart geworden, aber: Regierung und Opposition hätten greifbare Substanz und politische Perspektiven liefern müssen.

So aber blieb der Kampf für oder gegen die Kurskorrekturen merkwürdig konturlos und wurde vom schrillen Persönlichkeitsduell Schmidt — Strauß überdeckt.

Angstparolen konnten diese Verdrängungsstrategien, auf die sich beide Parteien eingelassen hatten, nicht sprengen. Verzweifelt versuchte die CDU damit zu punkten, der Frieden sei „durch die sozialistische Entspannungspolitik unsicher geworden“, während die SPD lapidar konterte: der Entspannungskurs habe dazu beigetragen, daß „Krieg in Europa unwahrscheinlich geworden sei“.

Da ist sie wieder, die giftige Metapher: Friedensfeind dort — Friedensgarant hier. Ein abstoßender Versuch, die redliche Gesinnung des Gegners prinzipiell zu bestreiten und sie zusätzlich verbal zu brandmarken.

2. Staatsverschuldung

Das taktische Wahlkampfspiel der SPD sollte auf die Formeln „Frieden“ und „Friedenskanzler“ konzentriert bleiben. Und so gerieten der Kanzler bzw. die SPD dort in Bedrängnis, wo die Opposition Themen aktualisierte, die beinahe einem Tabu-Katalog der Sozialliberalen entnommen schienen: Staatsverschuldung, „Rentenbetrug“, Arbeitslose, „Währungsreform“.

Vor allem das Thema Schuldenpolitik brachte die Regierung ins Schleudern. Bildhafte Vergleiche erleichterten den Zugang zum schwierigen Thema, wenn etwa Stoltenberg formulierte: „Die Bundesregierung verbrennt das Holz, an dem sich unsere Enkel wärmen sollen.“ Glaubhaft konnte die CDU verkünden, die „Bundesregierung habe in einem Jahr mehr Schulden gemacht als unionsgeführte Regierungen in 20 Jahren.“

Die Argumentationsrichtung, im Ansatz sachlich, versandete auch diesmal im demagogischen Gestrüpp. Finanzminister Matthöfer versicher-

te flugs, „keine Mark an Schulden aufzunehmen, die nicht unbedingt zur Sicherung der Arbeitsplätze nötig ist“.



Die Staatsverschuldung
„Das war ich vor zehn Jahren, als die Sozial-Liberalen drankamen“
Aus „Frankfurter Allgemeine Zeitung“

Weiteren Unterstellungen war Tür und Tor geöffnet. Der CDU-Aufwurf, die Staatsquote abzubauen, wurde von der SPD als „soziale Demontage“ verteuft und fand sein Gegenstück in der ungleich beeindruckenderen Vokabel der „Währungsreform“, die von den Christdemokraten aufgrund der „überhöhten öffentlichen Ausgaben und Kreditaufnahmen“ in den Ring geworfen wurde.

Mit Ausnahme dieser demagogischen Tiraden vermieden es die Spitzenpolitiker, klare Äußerungen zu Fragen der Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik zu unterbreiten. Der Wähler blieb im unklaren, was ihn hier erwartete, da sich die Parteien alle Optionen für nach dem 5. Oktober offenhalten wollten.

Verbale Rüpelien zur Befriedigung der Politiker, den Gegner vorzuführen. Sprachlosigkeit als Verschleierungstaktik?

Oder ist die Sprachlosigkeit nicht Taktik, sondern symptomatisch für das Nicht-Wissen um die Zukunftsbewältigung?

Anmerkung: Klarheit über die triste Lage der Staatsfinanzen erhielten die Stimmgeber erst nach der Wahl: jäh wurde die Verschleierungstaktik aufgegeben; den heiter getrimmten Wahlkampf-Himmel verdunkelten pessimistische Zahlen.

Politischer Verfall

Überraschende Aktualität gewinnt das Resümee des Kulturhistorikers Jacob Burckhardt, der die Propaganda im alten Griechenland und Rom untersuchte: „Am Ende der Freiheit Griechenlands waren es kaum mehr Programme, sondern fast ausschließlich Personen, um die unter Anrufung leer gewordener Grundsätze gestritten wurde, und das ist beim Sieger über die Griechen, den Römern, in noch viel höherem Maß der Fall, sobald bei ihnen die einstige, schlichte republikanische Pietas verbraucht war.“

Heute, nachdem der Wahlkampf



WOLTER zur Woche

„Das waren noch Zeiten, als wir noch mit Sekt kochten, mit reichlichen Kränken!“
Aus „Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt“

geschlagen ist, die Rückkehr jener republikanischen Scheu zu verlangen, wirkte platt, realitätsblind und sinnlos. Hier müssen sich die Bürger selbst fragen, was sie bereit sind, den Politikern an denunziativer Sprache durchgehen zu lassen. Die waltende Sprachverrohung und -verwilderung hat mit dem Wahltag einen vorläufigen (?) Endpunkt erreicht. Es bleibt abzuwarten, ob sich die handelnden Politiker ihres Sprach-Mißbrauchs bewußt werden und wie sie ihre künftigen Sprachstrategien dem mündigen Bürger angemessen gestalten.

Für 1980 werden vorerst Erinnerungen an einen Wahlkampf der Entgleisungen, der persönlichen Diffamierung und bössartigen Schlamm-schlachten zurückbleiben. Er hatte wenig mit Aufklärung und Information der Bürger zu tun, jedoch viel mit dem bedenklichen Verfall der politischen Kultur, mit einem Verfall der politischen Sitten in der Bundesrepu-

den Politikern aufgrund ihrer brutalen, gegnerverachtenden und inhaltsleeren Sprache nur mit Vorbehalt geglaubt wird.

„Jenes Heer der politischen Laien“ ist für viele Politiker zu den „Leuten draußen im Lande“ verkümmert — wahrlich eine „aufschlußreiche Sprachformel“ (so der Politologe Dietrich Herzog). Die Sprachebenen der Berufspolitiker und der Repräsentierten sind spätestens im Wahlkampf auseinandergefallen. Glauben die Politiker möglichst plakativ, trivialisierend und simplifizierend die politischen Inhalte darstellen zu müssen, um sie einer größtmöglichen Wählerzahl einprägsam zu gestalten, so erreichen sie genau das Gegenteil: durch die vielfältigen Überdrehungen begaben sie sich in ein sprachliches Ghetto, in das der durchschnittliche Wahlbürger nicht mehr folgen wollte und hinter dessen Mauern er nicht mehr zu blicken verstand.

Ihn, den Bürger, „glotzen Sinnruinen“ (Hoffer, Halbwegs) aus der zu Leerformeln heruntergekommenen und abgewetzten Sprache an.

Die Wahlkampfsprache war Mittel der Verschleiierung und präsentierte sich damit als „mächtiges Werkzeug des Betrugs“ (Ezra Pound). Weil sie nicht, wie es Aristoteles in seiner „Politik“ fordert, dazu diene, offenbar zu machen, „was nützlich und schädlich, gerecht und ungerecht ist“.

Die Wahlkampfsprache war blutrünstiger Schlachtruf, war Transportmittel einer Vermeidungsstrategie, die nicht inhaltliche Kontroversen förderte, sondern sich in persönlichen Abqualifizierungen gefiel.

In einer Nachwahlanalyse der CDU-Zeitschrift „Die politische Meinung“ wird das Versäumnis der Parteien beklagt, den Wertwandel, die veränderten Hoffnungen und Erwartungen, zumal der jungen Generation, zu thematisieren. Das Suchen nach den neuen Werten, die Fragen nach neuem Sinn fanden bei den Politikern keine Resonanz. Liegt darin ein Grund, daß bereits heute ein Drittel der Oberschüler und Studenten der Meinung sind, die „Parteien (können) keine Zukunftsorientierung“ mehr bieten? Französische Wahlkampfbeobachter empfinden die „wert“-losen Auseinandersetzungen ebenso wie die massiven Anbiederungsbemühungen an die Jugendlichen „wirklich kindisch, einfallslos und dumm“. Nach dem Wahltag klagte auch SPD-Unternehmer Rosenthal die Parteien an, sie hätten ein Angebot, „an das junge Menschen noch glauben und für das sie sich noch begeistern können“, vermissen lassen.

Ist es verwunderlich, daß die (noch) vorhandene Systembejahung der Ju-

gendlichen primär in dessen wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit begründet ist, die das ausgeprägte individualistisch-privatistische Selbstgefühl ausleben läßt?

Das sprachlich-taktische Verhalten der Politiker fördert das Unbehagen an den Parteien. Ob aus dem Verdruß über das Parteienverhalten eine brisante Staatsverdrossenheit erwächst, die sich in einer bereits grassierenden „Ohne-mich-Haltung“ abzeichnet, haben letztlich alle die Politiker zu verantworten, die das sinngebende Potential der Sprache so einsetzen, daß sie den Grundregeln politischen Anstands und demokratischer Toleranz freveln.

Die propagandistische Aufblähung der politischen Sprache drückt Entwicklungen aus, „die Orientierungslosigkeit fördern und die Suche des Menschen nach seinem Ich erschweren“ (Wolfgang Bergsdorf). „Daß unsere Gesellschaft nicht in der Lage ist, mehr anzubieten, als die Sicherheit im ökonomischen Bereich“, ließ dann auch Helmut Schmidt in einem Interview unwidersprochen.

Vielleicht ist die vielbeschworene Krise der Demokratie nichts anderes als ein Spiegelbild der politischen Phantasielosigkeit. Oder wie es der Politologe Wilhelm Hennis ausdrückte: Wenn der „historische Horizont einer Gesellschaft heute faktisch so weit (reicht) wie der der Parteien, die seine Willensbildung bestimmen“, dann ist es um die Perspektiven schlecht bestellt. Schließlich stand 1980 mehr zur Wahl als die überscharf konturierten Erscheinungsbilder Schmidt/Strauß. Dies hielt jedoch ein Wahlkampf der Unverbindlichkeiten verborgen. Das Stochern im Schnee von gestern ließ den Politikern keinen Gedanken an die Zukunft verschwenden. Sollte die „Zeit“-Herausgeberin Dönhoff mit ihrer Vermutung Recht haben, daß „Politiker nicht genug Zeit (haben), um über langfristige Probleme nachzudenken“?



„So, jetzt darfst du wählen.“
Zeichnung: Hatzinger
Aus „Expreß“

blik Deutschland. — Wenn Sprache Ausdruck des Denkens ist, dann ist nun eine Erholungspause mehr als nötig!

Fremdartig mutet es vor dem grellen Hintergrund des Wahlkampf-Schlachtenlärms an, daß im angelsächsischen Verständnis Demokratie als „government by discussion“ gilt. Für die bundesrepublikanische Demokratie hatten jedenfalls 1980 die politische Aussprache, das Abwägen und der Austausch von Argumenten keinen Vorrang. Bedrohliches könnte daraus entstehen: Wachsendes Mißtrauen gegenüber „denen da oben, die ja doch machen, was sie wollen“. Denn die Sprache des so gern apostrophierten „Mannes auf der Straße“ ist eine andere als die der Politiker. Es verwundert nicht, wenn



Worte zur Wahl

„Am 5. Oktober geht es um eine politische und um eine geistig-wert-hafte Wende.“

Franz Josef Strauß
Kanzlerkandidat

*

„Die Forderung der Opposition nach einer Wende in der Außen- und Sicherheitspolitik muß eine psychologisch destabilisierende Wirkung haben, die nicht hingenommen werden kann.“

Hans-Dietrich Genscher
FDP-Vorsitzender

*

„Wir Sozialdemokraten, wir wollen keine Wende. Wir wollen nicht zurück in den kalten Krieg. Wir wollen nicht zurück in die fünfziger Jahre, wir wollen keine Mauern erhöhen, keine Gräben vertiefen.“ Helmut Schmidt

*

„Schmidt ist der bessere Schauspieler, ich bin der bessere Politiker.“

Franz Josef Strauß

*

36

„Strauß ist verworren, verquollen, unbeherrscht und unberechenbar. Diesem Strauß kann man guten Gewissens nicht das Kanzleramt überlassen.“

Willy Brandt
SPD-Vorsitzender

*

„Nicht emporschmähen!“

Herbert Wehner
zur Anti-Strauß-Kampagne

*

„Er stiftet Unfrieden zwischen den Menschen, weil er so ist, wie er ist.“

Helmut Schmidt

*

„Wir müssen diesen Schmidt zum Teufel jagen.“

Franz Josef Strauß

*

„Strauß ist weder Faschist noch eigentlich Nationalist. Er ist auch nicht — wie Adenauer — konservativ. Er steht nur bis zu den Knien im rechten Sumpf.“

Willy Brandt

*

„Helmut Schmidt hat die Rentner getäuscht und in die Irre geführt. Er ist, das muß man leider sagen, ein politischer Rentenbetrüger.“

Heiner Geißler
CDU-Generalsekretär

*

„Wer heute den Bundeskanzler einen politischen Betrüger nennt, der belügt die Rentner.“

Willy Brandt

*

„Kein Zweifel: Der politische Stil verkümmert in der Bundesrepublik mehr und mehr zu raffinierter Taktik, cleverer Publizitätshascherei und leerer Rhetorik. Wenn man für diese Art, Politik zu betreiben, ein Symbol sucht, dann gibt es nur eins: die Seifenblase.“

Günter Verheugen
FDP-Generalsekretär

*

„Der Friedensschwätzer und Panikprophet Helmut Schmidt hat elf Jahre lang betont, daß der Frieden jeden Tag sicherer wird, um nach Ablauf von 4000 Tagen, an deren jedem der Frieden sicherer geworden ist, das deutsche Volk mit Kriegsgefahr zu erschrecken und sich selber als Friedensretter in Einklang zu bringen.“

Franz Josef Strauß

*

„Einer Partei wie der CDU/CSU, die unsere Verträge mit Moskau oder Warschau als Schandverträge bezeichnet, fehlt die Fähigkeit zum Frieden.“

Helmut Schmidt

*

„Damals, als es anfing, seid ihr zu feige gewesen und habt zu lange geschwiegen. Diesen Vorwurf hat man den deutschen Bischöfen jahrelang im Hinblick auf die Vorgänge in der Nazizeit gemacht.“

Joseph Stimpfle
Bischof von Augsburg,
zum Hirtenwort der katholischen Bischöfe

*

„Wer von einer Währungsreform schwatzt, ist entweder ein Dummkopf oder ein Verbrecher.“

Helmut Schmidt

*

„Schmidt geht mit Zahlen um, wie pensionierte Generäle mit Zinnsoldaten unzugehen sich nicht trauen.“

Franz Josef Strauß

*

„Ich habe noch keinen Bundestagswahlkampf erlebt, in dem es einen so schreienden Widerspruch gab zwischen der ruhigen und sachlichen Haltung der Bürger und der Treibhausmentalität der Veralakroben in Bonn und München.“

Willy Brandt

*

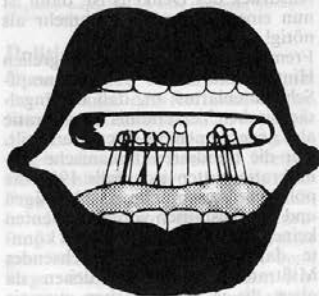
„Es gibt einen Typ des Wohlstandsbürgers — halb-informiert, halb-intellektuell, geschmäcklerisch, mit Trimm-dich und Zweitwagen, Nouvelle Cuisine beschäftigt, mit sexuellen Problemen belastet —, dem ist die SPD zu ‚sozialistisch‘ und die Union zu ‚reaktionär‘, zumal Strauß das Sagen hat. Er glaubt, die FDP verkörpere die beste aller Welten, er glaubt allen Ernstes, wenn er ihr die Stimme gibt, dann könne er seinen Hang zum Fortschrittlich-Liberalen mit seiner materiellen Habgier auf einen Nenner bringen.“

Paul Pucher
Chefredakteur
des „Münchner Merkurs“

*

Wir nehmen mit Empörung zur Kenntnis, daß Franz Josef Strauß seine Angriffe gegen kritische Autoren fortgesetzt hat, indem er am 11. September von „Schreibtisch-Tätern“ und „Mikrophon-Hezern“ sprach, mit denen „Schluß gemacht werden“ müsse. Dies ist die Sprache der Gewalt und brutaler Einschüchterung. Wer, auf rationale Auseinandersetzung mit Andersdenkenden verzichtend, Menschen in ihren Lebensrechten bedroht, zerstört die Grundlagen der Demokratie.

Resolution des PEN-Zentrums
Bundesrepublik Deutschland
auf seiner Bremer Jahrestagung



Giftige Blüten entwachsen dem Wörterbuch der Spitzenkandidaten

Schmidt über Strauß:
— ihm „fehlt es an Verstand“
— „Gefahr für uns alle“
— ein „zögernder Mann“, der „sich selbst nicht kontrollieren könne“

Strauß über Schmidt:
— „gezeichnet von Unfähigkeit, Primitivität und Skrupellosigkeit“
— „wenn Lächerlichkeit töten könnte, wäre er kein Gegner für mich“
— „Kriegskanzler“

Brandt über Strauß:
— „einzelner bayerischer Spießer“
— „Anti schlechthin“
— „Symbol einer Ellenbogengesellschaft“

Strauß über Brandt:
— „Schmierenskomödiant“

Kohl über Wehner:
— „einer jener Urväter der Volksfrontideologie“

Wehner über Kohl:
— „Kohl ist nur das Blatt für die Roulade. Aber die Hackfleischfüllung macht der Metzger aus Sonthofen“

Wehner über Strauß:
— „blindwütige Konfrontationsstrategie von Sonthofen“

Ehmsen über Stoiber:
— „Schwein“

Ehmsen über Kohl:
— reist „mit seinen pausbäckigen Dummheiten über Land“

Geißler über Schmidt:
— bezweifelt „die moralische Qualifikation des Bundeskanzlers, das Volk zu regieren“

Leserbrief, FAZ, 6. 10. 1980

Entgleisungen
Als Jungwähler versuche ich mir während des Wahlkampfes ein Urteil zu bilden. Ich habe Veranstaltungen besucht, lese die Zeitungen und verfolge die Berichte und Werbespots im Fernsehen. Das niedrige Niveau der Sachaussagen, dem ein solches Maß an Polemik und Verteufelung des Gegners gegenübersteht, schockiert mich gleichermaßen. Ich finde allein die Notwendigkeit der Einrichtung einer Wahlschiedsstelle schon schlimm. Noch viel negativer beeinflussen mich die Aussprüche, über die die Schiedsstelle zu befinden hat. Daß demokratische Volksparteien in einem Wahlkampf mit solchen Äußerungen entgleisen können, finde ich entsetzlich.

Barbara Warning, Hamburg

Barbara Wicha

ÜBERLEGUNGEN ZUM THEMA „MITEINANDER REDEN“

Kurzfassung eines Referates anläßlich der Tagung „Leben in der Stadt“ im Josef-Kraemer-Haus.

I. Das magische Dreieck Bürger—Politiker—Beamter/Experte

1. Politik und Verwaltung stellen sich für die Mehrzahl der Bürger als **kaum durchschaubar und kaum beeinflußbar** dar. Je geringer der Einfluß von Politik oder Verwaltungshandeln auf das eigene Leben angesehen wird, je geringer die eigene Einflußmöglichkeit auf Politik und Verwaltung eingeschätzt wird, desto geringer sind Interesse am öffentlichen Leben und Bereitschaft zu politischem Engagement.

2. Teilnahme am politischen Geschehen setzt **Information** voraus. Sie ist unter den Gesprächspartnern ungleich verteilt. Unfreiwillige wie beabsichtigt aufrechterhaltene Informationsvorsprünge bei einem Teil der Gesprächspartner belasten das Klima, schaffen Mißtrauen oder neue Abhängigkeiten (durch Informationsweitergabe). Zusätzliche Barrieren im Zugang zur Information und in der Nutzung der Information entstehen durch ungleiche Sprachmuster, aber auch durch die Komplexität politischer Abläufe.

3. Der Wert der Information hängt nicht nur von der **Vollständigkeit**, sondern auch vom **Zeitpunkt** der Weitergabe ab. Je früher und vollständiger Information vor Entscheidungen an die Betroffenen herangetragen wird und sie zu Beteiligten macht, desto größer werden Identifikationschance und Zustimmung sein. Gegenargumente gegen Bürgerbeteiligung, wie vermehrte Kosten- und Zeitaufwand, Effizienzmangel etc., können so zumindest in Frage gestellt werden.

„Wird Information über Planungs- vorhaben z. B. bereits im Stadium der ersten Absichtsüberlegungen weitergegeben, kann seitens der Planenden (Politiker, Verwaltung) ohne Sorge vor Prestigeverlust und ohne abwehrendes Verteidigungsverhalten in das Gespräch mit Planungsinteressierten eingetreten werden.“

4. Gespräch setzt immer **vorurteilsfreie, offene Begegnung** und Anerkennen der Position des Gesprächspartners voraus. Oftmals überwiegen im magischen Dreieck bei allen Beteiligten

den die Vorurteile, Mißtrauen und Vorbehalte.

5. Gespräch birgt Gegensatz in den Auffassungen, In-Frage-Stellen Kritik und Konflikt in sich. Wo Kritik, abweichendes Verhalten, Initiative als negativ angesehen werden und Glaube an Autorität, Fachwissen sowie Anpassung und Unterordnung honoriert werden, wird das Gespräch **nur leere Symbolgeste** bleiben. Fehlschläge sind kein Argument gegen das Gespräch, sondern oft ein Hinweis auf Fehler (in den Methoden, ...).

6. Bürgerbeteiligung — als Ausdruck der Gesprächssituation im „Dreieck“ — ist nicht nur vom Ergebnis her zu beurteilen, sondern vom **Prozeß** des wechselseitigen Lernens. Sie kann ein wichtiger Beitrag sein, die Anonymität auch in der Stadt zu verringern, wenn bestimmte Voraussetzungen zutreffen. Als Scheinbeteiligung an Quasi-Problemen (Grünestaltung, kostensparende Stadtsäuberungsaktionen, ...) führt sie eher zu Apathie und Resignation angesichts bestehen bleibender Machtstrukturen, Einflußlosigkeit, Undurchschaubarkeit.

7. Teilnahme an Aktionsgruppen, Bürgerinitiativen etc. ist noch **kein Beweis** für eine politisierte Bürgerschaft, wohl aber ein möglicher Ausgangspunkt für politisches Interesse. Insbesondere dann, wenn die Anliegen dieser Aktionsgruppen in einem größeren Zusammenhang dargestellt werden.

8. Das Gespräch der Partner im „Dreieck“ kann dann sogar **verstärkt entpolitisiert** (und langfristig demotivierend) wirken, wenn der Anschein der sachbezogenen und ideologiefreien Kommunalpolitik aufrechterhalten wird; wenn durch Beteiligung an Nebenproblemen mögliche Protestgruppen nur „umarmt“, neutralisiert und eingebunden werden sollen; wenn die Sachzwänge in den Vordergrund gerückt werden.

9. Diese Entpolitisierung (von den lokalen Medien, der Werbung auch im lokalen politischen Bereich gefördert) führt beim Bürger zum **Rückzug** in die Privatsphäre, während sich der Politiker in die Öffentlichkeit und der Fachmann auf seine neutrale Objektivität zurückgezogen hat.

10. Traditionelle Formen und Medien der Interessensartikulation (lokale Vereine, Verbände, Parteien, lokale Medien, Publikationen, ...) haben offenbar versagt, was zur Entwicklung **neuer Instrumente** geführt hat: Bürgerinitiativen (von den Bürgern selbst geschaffen), Planungs- und Bürgerbeiräte (durch „Beteiligtwerden“ der Bürger seitens der Verwaltung oder der Politiker). Die Euphorie über diese neuen Instrumente darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie denselben Mechanismen wie die alten unterworfen sind (Hierarchisierungs- und Oligarchisierungstendenzen, Barrieren, Verfestigung, kurzfristiger Lobbyismus, ...), und sollte die Kritik an den alten Formen nicht zum Verstummen bringen.

11. Die Befassung mit dem **Miteinander-Reden** im Dreieck zwischen Politikern, Bürgern und Beamten darf an einer entscheidenden Grundlage nicht vorbeiführen: Wir alle müssen grundsätzlich die Bereitschaft zum **Miteinander-Reden**, zum **Aufeinander-Hinhören**, **Füreinander-Dasein** in allen Formen der zwischenmenschlichen Begegnungen wieder lernen. Viele Probleme, über die in den Gemeinden „miteinander geredet werden muß“ (soziale Fragen, soziale Hilfseinrichtungen etc.), wären nicht notwendigerweise Probleme, fänden zwischen den Menschen Gespräche statt, wären die Beziehungen der Menschen auch im privaten Bereich in Ordnung.

12. Noch eines: Wir verlangen von jedem einzelnen, daß er für sich Entscheidungen auch über die **Rangordnung** der Wichtigkeit seiner Handlungen trifft. Dazu gehört auch die Möglichkeit, anderes für wichtiger zu halten als die aktive Teilnahme am Geschehen in Planungsgruppen, Initiativen u. dgl. Die Chance der Gesprächsverweigerung einem bestimmten Gesprächspartner gegenüber (etwa Politikern und Verwaltung gegenüber) muß wohl jedem eingeräumt werden — wichtig ist allerdings, daß das **Gesprächsangebot**, die Möglichkeit vorhanden ist.

II. Voraussetzungen für das Gespräch

1. Anerkennung der Partner, **Bereitschaft** zum Gespräch
2. **Fähigkeit** zum Gespräch (Persönlichkeitsvariablen, soziale Faktoren [Status, Geschlecht, Alter, ...], sonstige soziale Aktivitäten, Sozialisation allgemein, ...)
3. **Möglichkeit** zum Gespräch (zeitliche Voraussetzungen bei den einzelnen [unterschiedliche Grade der Beteiligung, Status- und Berufsprivilegierte, ...], institutionelle Bedingungen, räumliche Bedingungen, ...)
4. **Gesprächsgegenstand** (nicht nur Ablenkmanöver oder abgegrenzte

Spielwiese, „Small-is-beautiful-Ideologie“; Durchschaubarkeit des Gegenstandes, Reduzierung von Komplexität, Beseitigung von Sprachbarrieren; Erkennbarkeit des Betroffenseins; tatsächliches Entscheidungsfeld)

III. Vorschläge zur Verbesserung des Gesprächs im magischen Dreieck

1. Sichtung der traditionellen Gesprächsformen und -medien auf ihre Ausbaufähigkeit und Korrigierbarkeit (Parteien, Sprechtage, Hearings, lokale Medien, Öffentlichkeits- und Planungsabteilungen der Verwaltung, lokale Vereine, ...)
2. Selbstdarstellungsmöglichkeiten für Bürger(-gruppen) zur Verbesserung des Gesprächs untereinander und mit Beamten und Politikern (Stadtteilzeitungen, Anschlagtafeln, Treffpunkte in Stadtteilen, Büros für Bürgerinitiativen als Koordinatoren, ...)
3. Instrumente zur Unterstützung der Beteiligungsbereitschaft und Förderung der Beteiligungsfähigkeit (Büro für Bürgerbeteiligung, Anwaltsplanung, Gemeinwesenarbeit, Kurse und Seminare zur Hebung des Selbstbewußtseins, der Kritikfähigkeit und der Artikulationsfähigkeit; Fachkurse; Gebührenbefreiung bei Eingaben und Vorschlägen; Planungsbeiräte, ...)
4. Schulung von Politikern und Verwaltungsbeamten (mehr Kommunikationsfähigkeit, kooperativer Stil, Selbstbewußtsein, Konflikt- und Kritikfähigkeit, Sprachverhalten, Kenntnis des Gesprächspartners, ...)
5. Politische Bildung allgemein (Wissen um Zusammenhänge, Erkennen eigener Interessen und Betroffenheit, Motivation zum Handeln, ...)
6. Strukturmaßnahmen (Stadtgliederung, Beachtung und Nutzung gewachsener Stadtteile, -zentren und -kerne; dezentrale Service-Einrichtungen; Ausgliederung verschiedener Verwaltungsbereiche; Schaffung tatsächlicher Entscheidungsbereiche, ...)
7. Verbesserung der repräsentativ-demokratischen Instrumente (Publikationen der Gemeindepolitiker bzw. -verwaltung, Persönlichkeitswahlrecht, Befragung der Betroffenen um ihre Meinung vor Entscheidungen, Transparenz und Nachvollziehbarkeit von Entscheidungen, ...)
8. Ausbau der direkt-demokratischen Instrumente, Beseitigung von Verfahrensbarrieren, Verbesserung der Information über Einsatzmöglichkeit und Wirkung der einzelnen Instrumente
9. Ausbau der Rechenschafts-, Informations-, Berichts- und Auskunftspflichten der Verwaltung; breite Diskussion über Sinnhaftigkeit der

Amtsverschwiegenheit (Aufzeigen der Fälle, wo sie nur als Ausflucht gehandhabt wird), ...

„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“

„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“

„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“

„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“

„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“

„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“

„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“

„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“

„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“

„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“

„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“

„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“

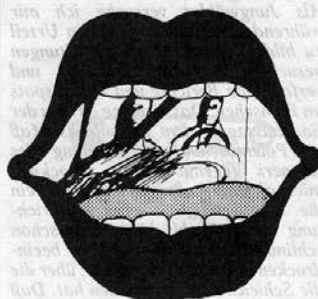
„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“

„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“

„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“

„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“

„... und das ist die große Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die Demokratie verbessern können.“



POLITIK UND KOMMUNIKATION

Bereits am Beginn dieses Artikels ist mir klar, welche Gefahren es in sich birgt, über Kommunikation zu schreiben.

Der Vorgang des Schreibens bringt es mit sich, daß dem, der das von mir Geschriebene liest, nicht die Möglichkeit gegeben wird, mit mir darüber zu reden.

Ich setze Ihnen, liebe Leser, in Form dieses Artikels etwas vor. Das ist sicherlich einseitig, denn Sie und ich können genau das, mit dem sich diese Nummer beschäftigt, nicht tun — kommunizieren.

Trotz all dieser Gefahren möchte ich versuchen, aus meiner Sicht das Thema Politik und Kommunikation zu durchleuchten.

Vorerst glaube ich, daß die Punkte, mit denen ich mich im Zusammenhang mit diesem Thema beschäftigen werde, festgehalten werden müssen. Ich werde den ganzen Bereich in drei große Schwerpunkte unterteilen:

1. Wie passiert Kommunikation in der heutigen Zeit?

2. Wie haben sich die Formen der Kommunikation in den letzten Jahrzehnten verändert?

3. Welchen Einfluß hat die Politik auf die Kommunikation der Menschen? Im dritten Punkt wird auch die Frage zu behandeln sein: „Wie reden Politiker untereinander und wie reden sie mit den Menschen, mit denen sie es Tag für Tag zu tun haben.“ Wenn man im Großen Duden nachschlägt, so finden sich für das Wort Kommunikation drei Erklärungen:

„Mitteilung, Verbindung, Verkehr.“ Eine wesentliche Veränderung in der Form der Mitteilung hat sicherlich die Technik bewirkt. Sie ermöglicht es dem Menschen, sich schneller mitzuteilen, das heißt, Informationen können wesentlich rascher weitergegeben werden. Ich denke hier zum Beispiel an das Telefon. Bei allen Vorteilen, die das Telefon ohne Zweifel mit sich gebracht hat, sind die Nachteile nicht zu übersehen.

Es hat zum Beispiel bewirkt, daß Menschen, die nur einige Häuser auseinander wohnen, den anderen nicht mehr besuchen, um ihm etwas mitzuteilen, sondern all das per Telefon erledigen. Für die Kommunikation heißt das also, daß das persönliche Gespräch mit dem anderen wegfällt. Die Kommunikation wird durch das Telefon unpersönlicher. Das Schreiben eines Briefes ist sicherlich eine sehr persönliche Sache, weil man sich dazu die Zeit nehmen muß und über den, dem man

schreibt, auch viel intensiver nachdenkt.

Auch dieses Element der Kommunikation ist durch das Telefon nahezu gänzlich abgelöst worden. Nicht zu übersehen sind natürlich auch die lautstarken Auseinandersetzungen in vielen Familien, die sich mit der Frage der hohen Telefonrechnung beschäftigen.

Wenn ich nun weiterführend über die Formen der Kommunikation nachdenke, die es Jahre zurück gegeben hat, so kann ich mich nur auf die Erzählungen meiner Eltern und Großeltern stützen.

Ich möchte mit der kleinen Dorfgemeinschaft am Land beginnen.

In diesen Dorfgemeinschaften gab es einige zentrale Ereignisse, bei denen Kommunikation zum Großteil passierte.

Ein fixer Bestandteil war der sonntägliche Kirchgang, der außer der Teilnahme an der Messe noch die Funktion des Gedankenaustausches über all das, was in der Vorwoche passiert, erfüllte. Die Orte für diesen Gedankenaustausch waren der Kirchplatz sowie das Gasthaus. Verglichen mit der heutigen Zeit, gibt es diese Form der Kommunikation am Land sehr wohl noch, wobei dies in der Stadt nahezu völlig verschwunden ist.

Selbst am Sonntag, an dem keiner seiner Arbeit nachgehen muß, zeichnet sich bei den Menschen eine gewisse Hektik ab. Man überlegt bereits am Morgen, wo man denn mit dem Auto hinrasen könnte.

Da einer der wichtigsten Bestandteile der Kommunikation die Zeit ist und die meisten Menschen keine Zeit mehr haben, leidet auch die Kommunikation darunter. Viele Dinge, die man früher im Dorf gemeinsam erledigte, sind heute weggefallen.

Traf sich früher das ganze Dorf in den Wintermonaten am Abend bei jenem Bauern, der die größte Stube hatte, zum Abschälen der Maiskolben, so erledigt dies heute der Mähdrescher. Die gemeinsame Arbeit innerhalb der Dorfgemeinschaft war aber auch immer mit einem geselligen Element verbunden.

Nach der Arbeit wurde gemeinsam Musik gemacht, gesungen und getanzt.

Daß junge Leute heutzutage nicht mehr miteinander singen, weil sie einerseits keine gemeinsamen Lieder kennen und auf der anderen Seite dieses Element der Kommunikation ablehnen, ist für mich auch eine sehr negative Entwicklung.

Als letzten Punkt innerhalb dieses Fragenkomplexes möchte ich mich damit beschäftigen, zu analysieren, wo Kommunikation örtlich passiert und welche Änderung sich hier im Laufe der Jahre vollzogen hat.

Im Laufe der Jahrzehnte ist der Mensch durch eine stärkere Motorisierung immer flexibler geworden.

Diese Tatsache bringt es mit sich, daß der einzelne die Möglichkeit hat, außerhalb seines unmittelbaren Wohn- und Arbeitsbereiches mit Leuten in Kontakt zu kommen.

Waren es früher der Dorfplatz oder bestimmte Punkte im Bezirk, so hat man heute durch das Moped oder das Auto die Möglichkeit, neue Stätten der Kommunikation zu finden!

Besonders auffällig erscheint dies bei der Jugend, deren Kommunikation sich zum Großteil in die Diskotheken verlegt hat.

Daß die Form der Kommunikation in einer Disko eine völlig abgestumpfte ist, steht für mich außer Frage.

Die unheimlich laute Musik läßt es nicht zu, miteinander zu reden, was aber eines der wichtigsten Elemente in der Kommunikation ist.

So scheint es, daß sich die Jugend zu einem beträchtlichen Teil hinter lauter Musik, glitzerndem Gewand, also hinter einem äußeren Deckmantel verchanzt.

Diese Entwicklung hängt aber ohne Zweifel damit zusammen, daß sich die Menschen untereinander bald gar nichts mehr zu sagen haben werden.

Kommunikation in der Politik

„Politiker, die ich gar nicht kannte, sind mir plötzlich so zugetan. Sie sind um meine Probleme wie immer bemüht. Ja, sie wollen sogar wissen, wie es meiner Frau und meinen Kindern geht. Geschenke bringen sie auch.“

„Bilder — meist von sich selbst, Kugelschreiber, Feuerzeuge und die, die sie begleiten, schleppen Unmengen von Papier — Flugblätter — mit sich.“

„Warum die alle so freundlich, so bemüht sind, weiß ich inzwischen auch — es sind wieder Wahlen.“

Dies und vieles anderes hört man, wenn man mit Leuten an der Tankstelle, im Wirtshaus oder in der Straßenbahn über Politik spricht.

Die Politiker, die haben kein gutes Image — nein, das kann man wirklich nicht sagen.

Warum nicht? Da gibt es viele Gründe dafür.

Viele der Politiker haben wirklich nur vor Wahlen Zeit, um mit den Leuten

zu reden. Das macht kein gutes Bild. Es sieht so aus, als wolle man sich plötzlich aufräumen.

Ein gutes menschliches Verhältnis läßt sich aber nicht innerhalb eines Zwei-Minuten-Gesprächs herstellen. Oder würden Sie jemandem nach zwei Minuten erzählen, was Ihre wirklichen Probleme sind? Ich nicht. Dazu kommt noch, daß so ein Gemeinderat, Landesrat oder welchen Rang er auch immer hat, doch eine Autorität darstellt. Es kostet schon ein hohes Maß an Überwindung, eine so hohe Persönlichkeit des öffentlichen Lebens einfach anzusprechen.

Aber weil wir gerade beim Ansprechen sind. Selbst wenn man soweit ist, daß man den Politiker angesprochen hat, muß man erst einmal seine Sprache verstehen.

Die Sprache ist ein gutes Mittel, sich hinter einem Deckmantel zu verstecken, den keiner durchbrechen kann. Der Wiener Vizebürgermeister Erhard Busek hat ganz recht, wenn er meint, daß die Politiker wieder eine neue Sprache finden müssen.

Das ist gar nicht so einfach, wenn man sich einmal so ein Fachchinesisch angewöhnt hat. Klingen tut es ja hervorragend, wenn man ein Fremdwort an das andere reiht.

Sagen traut sich auch keiner, daß er es nicht versteht, weil er ja sonst als zu dumm und unintelligent abqualifiziert wird.

Nach dem Ausspruch, den einer meiner Hochschullehrer einmal getätigt hat, wird man sich also in Zukunft als Politiker nicht richten können. Er hat in einer Vorlesung gemeint: „Der Usus an Fremdwörtern ist auf ein Minimum zu reduzieren.“ Wenn man über das Thema Politik und Kommunikation nachdenkt, dann muß man das Verhalten des Politikers dem Bürger gegenüber und sein gesamtes Verhalten in der Öffentlichkeit analysieren. Der Alltag eines Politikers ist sicherlich gezeichnet von einem dicht gedrängten Programm.

Er hat die Arbeit, die ihm als Bürgermeister, Landes- oder Bundespolitiker in seinem Aufgabenbereich erwächst, zu erledigen. Dazu kommen Sprechtag und eine Vielzahl von politischen Referaten und Diskussionen in der Öffentlichkeit.

Nicht zu vergessen sind aber die zahlreichen Veranstaltungen gesellschaftlicher Art, bei denen dem Politiker repräsentative Aufgaben zukommen.

Dieses dichtgedrängte Programm bringt es mit sich, daß der Politiker von einer Veranstaltung zur anderen hetzen muß. Dadurch hat der Politiker oft nicht die Möglichkeit, bei einer Veranstaltung so lange zu

bleiben, wie es die Anwesenden von ihm erwarten würden.

Ein Grazer Parteiohmann hat die Situation, die daraus entsteht, einmal ungefähr so beschrieben:

„Ein großes gesellschaftliches Ereignis wie ein Ball oder ein Pensionistenabend hat begonnen. Alles wartet gespannt auf den Spitzenpolitiker. Endlich ist es soweit. Der Politiker erscheint und wird über das Mikrophon unter tosendem Beifall begrüßt. Jetzt beginnt der Politiker seinen Gang von Tisch zu Tisch und begrüßt jeden, da man ja keinen übersehen darf. Spätestens nach dem dritten Tisch hat der aufmerksame Beobachter die Möglichkeit, auszurechnen, wie lange es noch dauern wird, bis der Politiker bei seinem Tisch angelangt ist.

Dem Politiker kommt in so einem Fall also die Funktion eines Springers zu, der in gewissen Zeitintervallen von Tisch zu Tisch wandelt.

Wenn man all diese Tatsachen zusammennimmt, kann man sich ausmalen, was sich der einzelne Bürger denkt, wenn er mit Politikern redet oder über deren Verhalten nachdenkt.

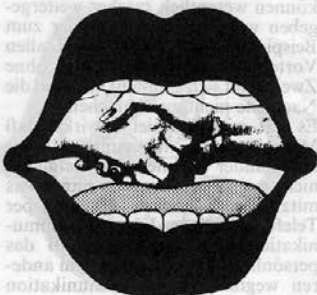
Ich kann mir vorstellen, daß viele meinen, daß der Politiker, wenn er mit Ihnen spricht, genau das empfinden muß, was Stefan Zweig in seiner „Phantastischen Nacht“ schreibt: „Aber es regte sich nichts, ich kam mir selbst wie etwas Gläsernes vor, durch das die Dinge hindurchleuchteten, ohne jemals innen zu sein, und so sehr ich mich bei diesem Anlaß und manchen ähnlichen auch anstrengte, etwas zu fühlen, ja mich mit Verstandesgründen zu Gefühlen überreden wollte, es kam keine Antwort aus jenem inneren Stau zurück. Menschen verließen mich, Frauen gingen und kamen, ich spürte es kaum anders wie einer, der im Zimmer sitzt, der Regen an den Scheiben, zwischen mir und dem Unmittelbaren war irgendeine gläserne Wand, die ich mit dem Willen zu zerstoßen nicht die Kraft hatte.“

So scheint mir die Kommunikation mit den Politikern und in der Politik keine menschliche Wärme zu haben, sie findet vielmehr auf einer höchst oberflächlichen, unpersönlichen Ebene statt.

Daß dies aber nicht sein muß, beweisen einige Politiker, die wirkliche Anstrengungen unternehmen, den Mitmenschen das Gefühl zu geben, daß sie wirklich für sie da sind. Diese Art von Politikern ist zwar selten, aber sie findet Anklang bei der Bevölkerung, weil jeder Mensch spürt, wenn der andere ein wirkliches Verständnis hat und es nicht nur spielt.

Diese Tatsache läßt hoffen, daß sich die Formen der Kommunikation

doch wieder zu einer menschlicheren Form hin entwickeln und dadurch auch Politik wieder glaubhafter wird.



KOMMUNIKATION UND POLITIK

I Wahrheit oder doch Irrtum?

Kommunikation ist Politik **folglich**
ist Politik Kommunikation.

Der Politiker betreibt Politik **folglich**
betreibt der Politiker Kommunikation.

Der Politiker weiß viel über Politik **folglich**
weiß der Politiker viel über Kommunikation.

Der Politiker ist verantwortlich für Politik **folglich**
ist der Politiker verantwortlich für Kommunikation.

Schlußfolgerung:

Der Politiker ist ein Kommunikator.

II Wahrheit!

Der Politiker bemüht sich um sachliche Politik und Kommunikation . . . — meistens?

Der Politiker bemüht sich um menschliche Politik und Kommunikation . . . — meistens?

Der Wähler ist dankbar für sachliche Politik und Kommunikation — meistens?

Der Wähler ist dankbar für menschliche Politik und Kommunikation . . . — meistens?

Schlußfolgerung:

Alles ist in Ordnung, denn Politiker und Wähler bemühen sich
und sind dankbar für menschliche und sachliche Politik
und Kommunikation — meistens.

III Irrtum oder doch Wahrheit?

Die Politik der Politiker bleibt den Wählern unverständlich — oder?

Die Kommunikation der Wähler erreicht den Politiker nicht — oder?

Folglich
versagen die Politik und Kommunikation der Politiker — meistens
oder?

versagen die Kommunikation und Politik der Wähler — meistens
oder?

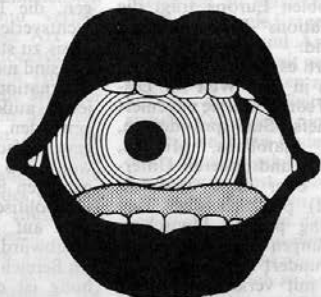
Schlußfolgerung:

Da Politik Kommunikation ist,
ist Kommunikation Politik.
Da Gleiches in sich nicht ungleich ist, kann
Gleiches in sich nicht versagen.
Deshalb versagen entweder die Politik und
Kommunikation der Politiker oder die der Wähler.

Frage:

Ist Politik doch nicht gleich Kommunikation?
Zumindest die, die wir dzt. erleben? — Ja/Nein*
Folglich
stimmen alltägliche Kommunikation und Politik
nicht überein — meistens — oder?

* Zutreffendes bitte ankreuzen!



DAS WORT — DIE FRIEDLICHE „WAFFE“

Amnesty International schießt nicht, und trotzdem werden politische Gefangene auf freien Fuß gesetzt. Amnesty International droht nicht, und trotzdem hört der eine oder andere zu foltern auf.

Die Waffen von Amnesty International sind nicht Hellebarden und auch nicht Bomben, sondern Worte, die ans Gewissen appellieren. Es sind Worte in Briefen, Telegrammen, Postkarten. Es sind Worte bei Vorsprachen, Interventionen und Mahnwachen, Worte in Zeitungen, im Fernsehen oder auf Flugblättern. Die Worte sind die Waffe von Amnesty International. Allein mit dem Mittel der Kommunikation kämpft die Gefangenenhilfsorganisation für die Respektierung der Menschenrechte.

Ein neuer Weg?

Eigentlich schon.

Kommunikation und Politik haben einander erst vor kurzem kennen- und respektieren gelernt. Während man aber jetzt schon wieder soweit ist, daß die Kommunikation die Politik verschlingt (im amerikanischen Wahlkampf) und umgekehrt (siehe ORF), gab es nicht unlängst Zeiten, in denen die Politik die Kommunikation — ein offenes Wort etc. — scheute und allein mit Gewalt etwas zu tun hatte. Es gab auch Zeiten, knapp hundert Jahre vorher, da schoß das Biedermeiertum ins Kraut, weil man innerhalb der schwarzgelben Grenzen nicht lesen und nicht sagen durfte, was man gerade wollte. Ja, sogar die kurzlebige Erste Republik kannte in der ersten Zeit ihres Bestehens das kommunikationsfeindliche Wort „Zensur“ nicht nur vom Hörensagen.

Auch im noblen Europa trägt die „Kommunikations“-Freiheit noch Kindergewand.

Wen wundert es dann, wenn eine Organisation in **aller Welt** für Diskussionsstoff sorgt, weil sie ungeniert mit Parteilichkeit, Staatspräsidenten, Monarchen, Ajatollahs, Militärs, Folterknechten und anderen Unterläufern (mit oder ohne akademischem Grad) plötzlich über ihre Verantwortung punkto Menschenrechtsverletzungen kommunizieren will? Wen wundert es, wenn Regierungen mit verklemmten und verlogenen Dementis reagieren, wenn partout immer wieder dieselbe Organisation durch eines ihrer 200.000 Mitglieder Fakten präsentiert, die offenlegen, wann, wo und

aus welchem Vorwand ein Menschenrecht verletzt wurde?

Die Kommunikation zwischen einer finanziell und ideologisch unabhängigen internationalen Organisation und verschiedenen Regierungen dieser Welt ist ein neues und sich gerade deshalb bewährendes Mittel im Kampf für die Menschenrechte. Auch noch im zwanzigsten Jahr des Bestehens von Amnesty International (die Organisation wurde im Jahre 1961 vom Briten Peter Bannenson gegründet), nach zwanzig Jahren Briefeschreiben und nach unzähligen Memoranden, fallen autoritäre Regierungen noch immer aus allen Wolken, wenn da irgendwelche Leute daherkommen und über peinliche Dinge diskutieren wollen.

Und die Konterattacken sind seit zwei Jahrzehnten immer noch dieselben: Amnesty International ist ein „amerikanisch-sowjetisches, jüdisches, kommunistisch-imperialistisches“ Ungeheuer, meinen diejenigen, an die Amnesty-Mitglieder ihre Briefe adressieren.

Im großen und ganzen hat sich das Wort als Waffe gegen Menschenrechtsverletzungen bewährt. Der Amnesty-Jahresbericht 1980, erschienen am 10. Dezember 1980, am Tag der Menschenrechte, berichtet davon, daß Amnesty in der Zeit von Mai 1979 bis April 1980 insgesamt 4131 Gefangene betreute. 1729 Gefangene kamen frei, 1707 neue Fälle wurden aufgegriffen. Es wurden zahlreiche Missionen durchgeführt, eine internationale Kampagne gegen die Todesstrafe in die Wege geleitet und zahlreiche Publikationen veröffentlicht.

Aber sind die Grenzen schon erreicht?

Amnesty International ist es gelungen, die Debatte über Menschenrechtsverletzungen auf eine breite Basis zu stellen. Menschenrechtsfragen sind nicht zuletzt durch Amnesty International ein wichtiges Element jeder außenpolitischen Diskussion geworden. Das Verdienst der Gefangenenhilfsorganisation ist dabei wohl, daß es in manchen Bereichen gelungen ist, Menschenrechtsfragen von politischen Manövern loszulösen und auf eine eigene solide und glaubwürdige Grundlage zu stellen. Im Bereich der Menschenrechtserziehung ist es ein erklärtes Ziel der Gefangenenhilfsorganisation, den Komplex Menschenrechte zu demokratisieren. Jeder soll eine Art weltbürgerliches Interesse daran haben, daß die Menschenrechte welt-

weit beachtet werden. Jeder soll wissen, worum es hier geht, daß nicht allein eine einzige Ansicht über Menschenrechte vorherrschend ist, sondern verschiedene Meinungen zum selben Thema existieren oder sich gerade entwickeln. (So etwa bedarf der afrikanische Menschenrechtsbegriff sicher noch langwieriger Diskussion. Seine Eigenart besteht vor allem in der untrennbaren Verknüpfung von kollektiven, individuellen und sozialen Menschenrechten.)

Voraussetzung für die Diskussion über Menschenrechte, für Aktionen für die Beachtung elementarer Grundfreiheiten und die Entwicklung eines hier nicht näher auszuführenden weltbürgerlichen Verantwortungsbewußtseins (das etwa bei der Diskussion über den Export von Panzern nach Chile kaum zutage trat) sind: seriöse Institutionen, die Akte der Unmenschlichkeit dokumentieren, eine seriöse Berichterstattung über die Arbeit dieser Institutionen und Menschen, die aus der Tatsache, daß andere leiden, auch Konsequenzen ziehen.

Die seriösen Institutionen gibt es eigentlich, und — soviel Parteilichkeit sei dem Mitglied einer Organisation zugestanden — Amnesty zählt dazu. Sicherlich gibt es da und dort Mängel. Man muß achtgeben, daß das Vereinsmeiertum einen nicht fortbläst, daß Gelder nicht verschwendet werden. Aber die sehr ausführlichen und aufwendig recherchierten Publikationen z. B. über die Folter (1975), die Todesstrafe (1979), über die Menschenrechtsverletzungen in der UdSSR (1980) oder über die Haftbedingungen in argentinischen Lagern (1980) und der Ende 1980 erschienene, 407 Seiten dicke Jahresbericht sind doch Dokumente verantwortungsbewußter Menschenrechtsarbeit.

Was die Darstellung dieser Arbeit durch die Medien betrifft, so leidet Amnesty International gerade in Österreich unter der Tatsache, daß die hiesige Medienlandschaft nicht gerade von Blättern hohen Niveaus geprägt wird. (Warum es in Österreich in dieser Hinsicht nicht klappt, hat Peter Rabl in der Nummer eins dieser Zeitschrift ja indirekt erklärt.) Gerade in den Bundesländern mit den schlechtesten Tageszeitungen leidet Amnesty unter den völlig verzerrten Ansichten der Öffentlichkeit. Dazu kommt, daß es hierorts insgesamt immer noch leichter ist, einen Bericht über ein Ostblockland

in die Zeitungen zu lancieren als Informationen über Menschenrechtsverletzungen etwa in Schwarzafrika.

Am 10. Dezember 1977, als die Organisation in Oslo den Friedensnobelpreis erhielt, bezeichnete Richard Nimmerrichter Amnesty als „Verein arger Naivität“. Thomas Chorgherr rief nach einer „Amnestie für Amnesty“ — diese Ressentiments scheinen bis dato nicht ausgeräumt zu sein.

Das ist aber nicht entscheidend. Amnesty muß sich in Zukunft vor allem um zweierlei kümmern: um die perfekte und politisch makellose Dokumentation von Unmenschlichkeit und darum, daß immer mehr Menschen ein weltbürgerliches Verantwortungsbewußtsein entwickeln und die Geringschätzung der Würde des Menschen nicht unwidersprochen hinnehmen.

Egal ob man an die Verantwortlichen in Ankara, Prag oder Kinshasa schreibt, ob man mit den Verwandten eines politischen Gefangenen Kontakt aufnimmt, Pakete schickt etc. — es geht darum, sich nicht länger nur abzuwenden, wegzuhören. Die Freiheit ist unteilbar. Man kann seine eigene Freiheit nicht wahren, wenn man nicht die der anderen mitbeschützt.



Franz Grabner

VOM REDEN DER KIRCHE...

Wir erleben heute eine Zeit, in der Kommunikation nahezu der Lebensnerv unseres gesellschaftlichen Handelns ist. Informationen aus allen Teilen der Welt kommen in ungeheurer Geschwindigkeit zu uns, man kann sich die Informationen aussuchen, Programme wählen, „sich ein Urteil bilden“. Aufgrund dieser Entwicklung hat sich in unserer Gesellschaft vieles geändert. Nicht zuletzt müssen wir aber auch erkennen, daß wir trotz unserer „optimalen“ Kommunikationsmöglichkeiten oder vielleicht gerade deswegen immer unfähiger werden, zu „kommunizieren“, miteinander zu reden...

In einer Zeit, in der es nicht mehr ein Weltbild, sondern eine ganze Palette von Weltanschauungen gibt, wo permanent Wertverschiebungen stattfinden, ist das Verhältnis der Kirche zur Gesellschaft ein anderes geworden. Dieser Wandel findet auch im Leben der Kirche und in der Gesellschaft seinen Ausdruck. Die Kirche muß sich der Kommunikationsmittel unserer Zeit bedienen, muß sich mit diesen „Spielregeln“ auseinandersetzen und innerhalb dieses „Mediensystems“ eine Sprache suchen, die verständlich ist, die aber gleichzeitig über das „Informationsdenken“ hinausgeht. Eine nicht einfache Aufgabe.

Kirche braucht Kommunikation. Kirche ist Kommunikation. Ihre Botschaft, das Evangelium, soll hinausgetragen werden, weitergegeben, soll verkündet werden. Die Kirche hat der Welt, den Menschen etwas zu sagen.

Das hat sie in den verschiedensten Formen getan, nicht nur verbal, sondern oft auch in einer Art von Selbstdarstellung. Die Prozession z. B. wollte ursprünglich ein Hinausschreiten in die Welt, in die Welt der „Heiden“ verkörpern. Im Mittelalter, als die Welt schon voll von Ketzern war, sollte die Prozession den Sieg der Kirche mit allem Prunk darstellen. Prozessionen des 19. und des 20. Jahrhunderts sind, wie Friedrich Heer es formulierte, „Kinder der Gegenreformation: Da sollte den bösen Lutheranern, Calvinisten und anderen ‚Teufelssöhnen‘ die Macht der römischen Kirche gezeigt werden“.

Einiges erinnert auch in unseren Tagen noch an diesen Frömmigkeits-

stil, wenn man die Fronleichnamsprozessionen hernimmt.

Aber es gibt auch andere Formen der „Prozession“, des Hinausschreitens der Kirche in die Welt. So ist der kommende Katholikentag der steirischen Kirche, der im Juni 1981 in Graz stattfinden wird, eine Form der Selbstdarstellung von Kirche.

Kirche hat sich in unserem Kulturkreis immer sehr stark gezeigt anhand von Zeichen und Symbolen, mit denen wir leben, im architektonischen Bereich z. B. durch den Kirchturm verdeutlicht, der einmal jedes Dorf- und Stadtbild prägte.

Heute sind viele dieser Zeichen sehr leise geworden, man vergißt immer mehr auf den Kirchturm und findet sehr schwer Zeichen, die in der Zeit leben können, oder: man kann jene Zeichen, die viele Epochen überlebt haben, nur schwerfällig beleben.

Im Folgenden soll anhand von drei Beispielen über Kirche und Kommunikation nachgedacht werden.

„Gespräche über den Zaun“

Wie schon erwähnt, veranstaltet die steirische Kirche 1981 einen Katholikentag, der ein Fest der Brüderlichkeit werden soll. In der schon seit ca. 2 Jahren laufenden Vorbereitung, in der eigentlich das meiste an Neubesinnung, an Auseinandersetzung geschehen soll, wurde von Bischof Weber der Gedanke „Gespräche über den Zaun“ geprägt. Eine Kirche also, die Offenheit will und Offenheit sucht, eine Kirche, die einladen möchte.

Ist diese Kirche aber wirklich offen, offen genug, um auch den einzelnen Menschen zu verstehen, der sucht, zweifelt, der viele Fragen stellen muß, aber schimpft und Ärgernis erregt? Ist diese Kirche weit genug, um auch allen jenen begegnen zu können, die auf der anderen Seite des Zaunes stehen? Oder sagt nicht schon das „Über-den-Zaun-Reden“, daß man einen Zaun aufgebaut hat, oder einen Zaun zumindest stehen läßt, ihn akzeptiert? Offen sein, d. h. genügend beweglich sein, um den Andersdenkenden, den Anderslebenden einmal als solchen zu akzeptieren, um mit ihm ins Gespräch zu kommen. Offen sein, das heißt auch an den Fragen der Zeit teilnehmen. Daran kann die Kirche nicht vorbeigehen, und in vielen Fällen tut sie es auch nicht. Aber gerade in der letzten Zeit kann

man deutlich verfolgen, wie sehr dieser Zaun wieder von vielen gepflegt wird. Die Zeit nach dem 2. Vatikanischen Konzil bis Ende der siebziger Jahre war von einem Optimismus geprägt, dessen Folgen die Kirche einen großen Schritt weitergebracht haben im Leben in der Gesellschaft. In den letzten zwei, drei Jahren ist besonders bei uns in Europa eine andere Situation eingetreten. Eine Ängstlichkeit, eine Scheu hat sich innerhalb der Kirche breitgemacht, sich in bestimmten Fragen zu deklarieren, sich mit Randgruppen auseinanderzusetzen, über neue Formen in der Seelsorge nachzudenken. So wurde es möglich, daß in verstärktem Maße innerkirchliche Kreise wieder lauter werden, deren Ziel eine „Festigung der Werte“ ist. Der Ruf nach einem neuen Katechismus, in dem „alles kurz zusammengefaßt ist, was man zu glauben hat“, weist in diese Richtung. Oder wenn der Papst erst kürzlich ausgesprochen hat, die Zeit des nachvatikanischen Experimentierens sei vorbei, es gilt jetzt das Neue „festzulegen“, dann bleibt die Frage nach der Beweglichkeit der Kirche im Raum stehen.

Ein Problem, das in unserer heutigen Zeit dasteht, wenn man vom Verhältnis Kirche und Gesellschaft spricht, ist Grund von „Kommunikations-schwierigkeiten“ bei vielen diesbezüglichen Problemen. Es sei ohne Wertung, rein als Entwicklung einmal dargestellt. Besonders im Mittelalter, aber auch schon früher hat es eine enge Verflechtung von Kirche, Staat und Gesellschaft gegeben. In einer relativ stabilen, ja fast starren Gesellschaftsordnung hat sich die in der Kirche von Anfang an gegebene Struktur der Hierarchie als natürlich erwiesen. In unserer heutigen fluktuierenden und in vieler Hinsicht flexiblen Gesellschaft ist es längst zu einer Auflösung dieses Dreigespanns Kirche, Staat und Gesellschaft gekommen. Während wir es zumindest in der westlichen Welt vorwiegend mit demokratischen Staatsformen zu tun haben, ist in der Kirche (aus anderen Gründen) ein hierarchisches Gebilde aufrecht geblieben, das bei all seinen Vorteilen mit der immer rascher werdenden Entwicklung oft in Schwierigkeiten kommt und viel Mißverständnis hervorruft. Die Kirche als eine Institution, die die Entwicklung im Staat und in der Gesellschaft kritisch begleiten und ihre Wertvorstellungen in die öffentliche Auseinandersetzung einbringen will, hat als eine hierarchisch geordnete Gruppe Reibungspunkte in einer Gesellschaft zu erwarten, die doch versucht, nach den demokratischen Spielregeln zu leben.

„Wir dürfen die Dynamik nicht

anderen überlassen.“ Dieser Satz, den Karl Rahner bei seinem letzten Vortrag in Graz aussprach, wirkt in der jetzigen Situation bei uns leider fast schon prophetisch.

Daß das nicht so sein muß, zeigt uns die Entwicklung der Kirche in einigen lateinamerikanischen Ländern. Sie sind ein Signal für uns, wie sich Kirche auf eine sich sehr stark verändernde Gesellschaft einstellen kann. Hier ist Kirche in überzeugender Weise Anwalt der Armen geworden, und sie hat es gewagt, sich auf neue Pastoralmethoden einzulassen, die viel Mut erfordern haben. Und es sind nicht wenige Impulse, die wir von dort zu spüren bekommen, nicht zuletzt durch Menschen wie Kardinal Arn.

Natürlich darf hier nicht übersehen werden, daß speziell nach dem 2. Vatikanischen Konzil in der Kirche allgemein ein sehr entscheidender Demokratisierungsprozeß eingesetzt hat, der seine Wurzeln schon in der theologischen Wende zum „allgemeinen Priestertum“ (alle Getauften sind Kirche und daher mitverantwortlich) findet. Die Folge war eine Aufwertung der Laien, eine verstärkte Bewußtseinsbildung. Das „Rette deine Seele“, ein Heilsindividualismus, der lange Zeit im katholischen Raum prägend war, hat in eine Haltung des Mitverantwortens, Mittragens an der Kirche geführt.

„Gesprache über den Zaun“: das heißt Offenheit, Einladung, Beweglichkeit, die dazu führen sollten, daß eines Tages der Zaun gar nicht mehr da ist. Vieles, was in den Vorbereitungsarbeiten zum steirischen Katholikentag 1981 geschieht, müßte für die steirische Kirche in diese Richtung weisen.

Die „Sprache“ der Kirche

Friedrich Heer schreibt in einem Buch von der „ungeheuren Sprachlosigkeit der Kirche der Welt gegenüber“. Viele Menschen, die über Kirche nachdenken, spüren eine Diskrepanz zwischen der verbalen Theorie, der Theologie, der Verkündigungssprache und der handelnden Realität der Kirche. Jede Zeit hat ihre „Sprache“, die sich aus dem jeweiligen Leben heraus entwickelt. Jede Generation muß daher immer wieder von neuem um überlieferte Inhalte, die sie mit in ihre Zeit nehmen will, kämpfen. Die Kirche hat das Erbe der Bibel und damit gleichzeitig den Auftrag, dieses Evangelium, die gute Botschaft, zu vergegenwärtigen. Einmal durch die Sprache in der Verkündigung, aber weitaus mehr durch die Verwirklichung dieser „Rede“ in unserer Gesellschaft; eine Diskrepanz zwischen der Verkündigungssprache und der gelebten Wirk-

lichkeit, d. h. die Inhalte nicht ausfüllen können, sie nicht Wirklichkeit werden lassen. Der Anspruch, das Evangelium in jeder Zeit zu vergegenwärtigen, ist in letzter Konsequenz ein sehr hoher. Angesichts der verwirrenden und bedrängenden Vielfalt an Fragen, der Entwurzelung vieler Menschen aus ihrem Erbe, aus ihrer Tradition, haben viele die Sprache verloren, können nur mehr stammeln. Die Kirche hat ein Wort der Hoffnung, ein Wort des Trostes für die Armen und Leidenden. Unsere „Sprachlosigkeit der Welt gegenüber“ bedeutet, dem ungeheuren Anspruch des Evangeliums nicht gerecht werden können. Aber Kirche, das ist die Kirche in Brasilien und die Kirche in Polen, das ist die Kirche in der Steiermark und das ist der Versuch jedes Getauften, das Evangelium zu leben.

Die Sprache der Kirche ist aber nicht nur eine verkündende und eine bezeugende, sondern auch eine, die in vielen Zeichen und Symbolen ihren Ausdruck findet. Das Kreuz als ein Zeichen, in dem das ganze christliche Spektrum zwischen Tod und Auferstehung sichtbar, verstehbar wird. Der zeigende Charakter christlicher Baudenkmäler. Die Symbolik in der Liturgie: Licht, Wasser, Brot, die Gewänder...

Eine ungeheuerliche Dichte an Aussagen, reduziert auf einfachste „Sprache“, vergegenständlicht, symbolisiert.

Jedes Plakat, jede Radiominute, jeder Bildschirm — alle suchen die Grenze unserer Beeinflussbarkeit, unsere Reizschwelle auszunützen. Und wir können uns oft schwer von dieser „Bedrängnis“ lösen, um diese leisen, unscheinbaren Zeichen zu entdecken, zu sehen. Aber dieses Hinhören, Hinschauen muß man versuchen, um die „Sprache“ zu verstehen.

Kirche und Medien

Es ist nicht das erste Ziel der Kirche, in der Öffentlichkeit Anklang zu finden. Aber es gehört zum Wesen der Kirche, den Menschen ihre Botschaft zu verkünden. Kirche muß sich daher auch der heute verwendeten Kommunikationsmittel bedienen.

Suchen wir in den Medien unserer Tage die Kirche, so ist es in der letzten Zeit besonders der Papst, der die für die Kirche verwendeten Spalten ausfüllt. Der Papst, der dem Durchschnittsmenschen früher nie vor die Augen kam, der „nur“ Dogmen und Enzykliken von sich gab. Dieser Papst ist durch unsere Kommunikationsmöglichkeiten bis ins Wohnzimmer vorgedrungen, durch das Fernsehen, durch die Zeitungen usw. Jeder hat jetzt die

Möglichkeit, an den Papst in kardinalsähnliche Nähe heranzukommen, zumindest auf visueller Ebene. Der Papst wird greifbar. Ich kann nahezu jeden Satz des „Unfehlbaren“ nachlesen. Aber: Ist jeder Satz, alles was er verspricht, unfehlbar oder vielleicht nur das, was er schreibt? Es soll hier keine Diskussion über die Unfehlbarkeit geführt werden, sondern nur gezeigt werden, was durch die Möglichkeiten der Medien für Probleme speziell im kirchlichen Raum entstehen können.

Dazu noch eine Bemerkung: Alle Personen, die in der Öffentlichkeit stehen, seien es Politiker, Künstler und so eben auch der Papst, haben natürlich auf der einen Seite die Chance, sich vielen mitzuteilen, erlangen dadurch eine „Autorität“ im Informationsprozeß. Aber auf der anderen Seite haben sie den Ballast mitzutragen, der durch das Weitergeben von Informationen entsteht und der aber bei direkten Begegnungen oft größere Schwierigkeiten im Umgang miteinander bereiten kann.

Sosehr dieser Papst als Person in den Vordergrund gerückt ist, sosehr nicht zuletzt auch von den Medien ein Personenkult um diese Person geprägt wurde, sind es im gesamten doch Inhalte, die die Kirche weitergeben will. Doch um in den Medien Aufmerksamkeit zu finden, müssen Meldungen einen für sie interessanten Informationswert haben. Und hier wird es kompliziert, da kirchliche Meldungen unter der Kategorie „sensational“, neu... schwer einzuordnen sind.

Die aufgezeigten Gedanken können den ganzen Bereich Kirche und Kommunikation nur sehr unvollständig wiedergeben. Die Frage nach Kirche und Kommunikation trifft im Endeffekt überhaupt die Frage nach der Kirche in der Gesellschaft, im Leben der Menschen, in der Auseinandersetzung mit Werten... In diesem Rahmen kann nur versucht werden, ein Verständnis anzudeuten, aber nicht den Anspruch stellen, es in seiner Ganzheit zu erfassen.

Folgende Zeilen stammen aus der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 8. Dezember 1980 und seien zum Abschluß hingestellt: „Jede Werbung vermittelt eine Botschaft; Aufgabe der Kirche ist es, die Frohe Botschaft zu verkünden. Doch die Kirche wirkt nur noch in einen kleinen Kreis von Gläubigen hinein, während die Massen an ihr vorübergehen. Können die sogenannten geheimen Verführer, die heute auf Autos und Waschmittel hinweisen, auch die Kirche wieder unter das Volk bringen? Gehet hin in alle Welt...“, so lautet die Aufforderung der Bibel. Kann ein Werbeetat für Glaubenserweckung hier Wunder wirken?

WIE SEHEN JOURNALISTEN DIE KOMMUNIKATION?

In einer „politicum“-Nummer über Kommunikation dürfen natürlich auch die Meinungen der wesentlichen Mittler der modernen Massenkommunikation — der Journalisten — nicht fehlen. Herwig Hösele hat prominenten österreichischen Journalisten folgende vier Fragen vorgelegt:

1. Wie beurteilen Sie die Kommunikation zwischen Politikern und Bürgern, was sind die Hauptprobleme, was sind künftige Entwicklungstendenzen bzw. Chancen? (Stichworte Bürgernähe, Politikverdrossenheit, Sprache und Politik.)

2. Wie sehen Sie die Aufgabe der Massenmedien in diesem Kommunikationsprozeß?

3. Welche Rolle spielen die Massenmedien tatsächlich in diesem Prozeß?

4. Welche Möglichkeiten sehen Sie, um die Kommunikation zu verbessern?

Und es freut uns ganz besonders, daß sieben führende und nachdenkliche Repräsentanten der politischen Publizistik Österreichs geantwortet haben:

Gerold Christian, Leiter der Wiener Redaktion der „Salzburger Nachrichten“.

Dr. Hubert Feichtlbauer, Chefredakteur „Die Furchen“.

Detlef Harbich, Chefredakteur der „Südost-Tagespost“.

Dr. Dieter Lenhart, Leiter der innenpolitischen Redaktion „Die Presse“.

Dr. Hans Magenschab, Chefredakteur der „Wochenpresse“.

Josef A. Nowak, Leiter der Wiener Redaktion der „Tiroler Tageszeitung“.

Hans Rauscher, Chefredakteur-Stellvertreter des „Kurier“.

Diese Reflexionen über Politik, Medien und Kommunikation erscheinen uns gerade in einer Zeit besonders wichtig, in der zu Recht soviel über das Phänomen Politikverdrossenheit gesprochen wird und — auf eine Kurzformel gebracht — die drei A — AKH, Atom und Androsch — als Ausdruck einer Umbruchsituation des öffentlichen Lebens, insbesondere aus Politik und Medien, vor neue Herausforderungen stellen.

Gerold Christian

(ad 1)

Ein Großteil der Politiker versucht sich mittels einer modernistischen



Phraseologie verständlich zu machen. Da in vielen Fällen den Politikern die Bedeutung ihrer Schlagworte nur begrenzt bekannt ist, kann nicht erwartet werden, daß der Bürger sie versteht. Oft beabsichtigen öffentliche Funktionäre mit ihren glitzernden Phrasen das Gegenteil von dem auszudrücken, was sie sagen sollten. Es ist anzunehmen, daß Politiker mit ihrer künstlichen Neusprache die Wahrheit nicht offenlegen, sondern sie verschleiern oder die politische Leere ihrer Gedanken verdecken wollen. Zu viele Politiker verschweigen sich der Bevölkerung.

(ad 2)

Journalisten hätten in diesem Zusammenhang die Aufgabe, die Politische Sprache der Funktionäre in verständliches Deutsch zu übersetzen.

(ad 3)

Tatsächlich verwenden aber immer mehr Medien dieselbe Phraseologie wie Politiker und bleiben so für einen Großteil der Leser unverständlich. Solcherart wird das politische Geschehen zu einer Geheimniskrämerei zwischen Politikern, Politikern und Journalisten.

(ad 4)

Die Kommunikation zu verbessern hängt vom ersten Willen der Politiker ab, sich der Bevölkerung mitzuteilen, und von dem Mut, auch dann ehrlich und offen zu sein, wenn man nicht gerade angenehme Neuigkeiten zu verbreiten hat. Einfach und verständlich zu reden erfordert das gute Benehmen gegenüber den angesprochenen Bürgern.



Hubert Feichtlbauer

ad 1)

Derzeit leidet die Kommunikation unter Sprachproblemen. Die Politiker reden vielfach einen Fachjargon, den viele nicht verstehen oder einfach nicht mögen, weil er unverständlich, glatt, substanzlos ist. Wenn die Politiker sich nicht endlich wieder zu einer Sprache entschließen, die jeder Normalbürger als die seine erkennt, werden die Schwierigkeiten zunehmen.

Dabei geht es nicht nur um Wortwahl und Stilfragen. Vielfach wird auch buchstäblich am Gesprächspartner vorbeigeredet. Musterfall (aber keinesfalls Einzelbeispiel): Wenn Kernkraftgegner auf Sicherheitsrisiken und die Moralfrage (Belastung künftiger Generationen) verweisen, wird ihnen entgegengehalten: Wie soll man sonst das Energieproblem lösen? Man geht auf die Argumente des anderen einfach nicht ein. Bei Fernsehstatements wird auf griffige Formulierungen (oder flotte Krawatten) und immer weniger auf Inhalte geachtet (obwohl jenes dieses nicht ausschließen müßte). Chancen lägen in der Bereitschaft einzelner Politiker, durch eine direkte, offene, selbstkritische Sprache zu verblüffen.

ad 2)

Die sozialen Kommunikationsmittel müßten möglichst viele relevante Informationen von Substanz bringen und mit ihrer eigenen subjektiven Wertung (als solche erkennbar gemacht) nicht zurückhalten. Sie sollen aber nur der eine von mehreren Partnern der sozialen Kommunikation und nicht die Alleinbestimmer der öffentlichen Meinung sein (was dann eher erreicht wird, wenn sie selbst diese Zielsetzung zu erkennen geben).

Sie seien Gesprächsführer und -mittler, Moderatoren im „Zeitgespräch der Gesellschaft“ und ehrliche Makler, nicht Rechthaber und Beschwörer. Sie müßten mehr zum Nachdenken anregen und weniger das Nachdenken abblocken oder als nicht mehr nötig erscheinen lassen.

ad 3)

Vielfach verwirren sie mehr, als sie orientieren. Sie setzen uns eine Fülle von Detailmaterial vor, das man nicht mehr über- und durchschauen kann, oder liefern überhaupt nur noch Meinungen ohne Basismaterial für eigene Meinungsbildung. Wo scheinbar Informationen geliefert werden, handelt es sich häufig um Oberflächliches und um Formalitäten.

In welchem österreichischen Massenmedium erfährt man heute, was der Inhalt von Ministerrats- oder Nationalratsbeschlüssen ist? Man liest und hört nur, wer was dazu gesagt hat, wo es Zwischenrufe in der Debatte gab und ob einer beim Reden schwitzte...

ad 4)

Die Politiker müßten sich mehr bemühen, konkret und allgemeinverständlich zu sagen, worum es in einer konkreten Frage geht. Die Medien müßten sich mehr bemühen, Substanz und nicht nur Larifari rundherum zu vermitteln. Konkret: Politiker und Journalisten sollten sich besser auf Interviews, Diskussionen, Reden (Kommentare) vorbereiten.

Beide Seiten müßten mehr dazu bereit sein, auf die Argumente der Gegenseite einzugehen, statt unabhängig von einer gestellten Frage oder erteilten Antwort mit dem Auftragen des nächsten mitgebrachten Sprüchleins fortzufahren.



Detlef Harbich

ad 1)

Erste Reaktion der klassische Raab-Sager: „Ham S' ka leichtere Frag?“ Nach der Erholung vom ersten Schreck Versuch einer Annäherung ans Thema: Ganz sicher ist die Kommunikation zwischen Bürger und Politiker derzeit schwer gestört. Das Nichtverstehen ist dabei wechselseitig, das daraus resultierende Mißtrauen ebenso. Ketzischer Antwort-Versuch: Erstens war es vielleicht nie besser, zweitens keimt der finstere Verdacht, daß einfach zu viel über Kommunikation nachgedacht,

geschrieben, geredet, geredet und Politiker „geschult“ werden.

ad 2)

Praktische Beispiele, die mir spontan einfallen: Nichts ist qualender und — schlimmer noch — unglaublicher als die glatte, geläufige, in X Fortbildungskursen abgeschliffene Suada der durchschnittlichen Berufspolitiker, Berufsfunktionäre. Umso erfrischender dann ein Auftritt wie etwa der jüngste von Landeshauptmann Krainer im Fernsehen, der inhaltlich gar nicht in allen Punkten nach den Regeln der Medien-Gurus so ausgefeilt, geschickt und unangreifbar war, mit dem sich aber ein wirklich unverwechselbarer Mensch in der ganzen „Breite“ eindrucksvoll und für jedermann begreifbar darstellte. Ähnliches galt für den frühen Taus, bevor ihn die Medienspezialisten in die Mache nahmen und hoffnungslos verkrampften und denaturierten, auch ein Kreisky fällt natürlich in diese Kategorie und so weiter. Kurz: mehr Mut zur eigenen Persönlichkeit (sofern vorhanden, das ist meistens die Schwierigkeit) und weniger Angst davor, nicht „perfekt“ und unangreifbar zu sein.

ad 3)

Aufgabe und Rolle der Medien? Natürlich ein trübes Kapitel. Ohne Schuld abwälzen zu wollen — aber als Bindeglied zwischen Bürger und öffentlichem Leben können sie nicht besser sein als die beiden Enden der Leitung, die sie verknüpfen sollen. Und wie soll man einen dreipoligen mit einem zweipoligen Stecker elegant verbinden? Durch ihren täglichen Kontakt mit der Welt der Funktionäre und Apparatschiks neigen die Medien dazu, sich eher an diese anzupassen, als „Dolmetscherfunktion“ auszuüben. Leider!

ad 4)

Verbesserungsvorschläge? Der Ruf nach konkreten Vorschlägen ist stets die eleganteste Methode. Kritiker zum Schweigen zu bringen. Auch diesen. Der einfachste Verbesserungsvorschlag ist natürlich in Wirklichkeit der komplizierteste und umfassendste: Davon wegkommen, Politik dauernd nur „verkaufen“ zu wollen, wieder mehr in die Inhalte der so bunt geschmückten Schachteln investieren. Ein Kunde, der den Eindruck gewinnt, man wolle ihm permanent glitzernden Schund andrehen, wird ein immer schwierigerer Partner für Verkaufsgespräche.

Dieter Lenhardt

ad 1)

Die Kommunikation zwischen dem Politiker und dem Bürger kann in einer Demokratie gar nicht eng genug sein. Dem unmittelbaren Kontakt sind zeitökonomische Grenzen ge-



setzt, wiewohl immer mehr auch hochrangige Politiker bemüht sind, selbst außerhalb von Wahlkämpfen in Diskussionsabenden, Betriebsbesuchen und Telefonaktionen mit den „Menschen draußen“ zu sprechen. Auch strebt der normale Staatsbürger diese Kontakte an, fühlt sich geehrt oder ist befriedigt, dem Funktionär seine Meinung gesagt zu haben. „Politikverdrossenheit“ spielt meines Erachtens hierbei in der Regel keine Rolle, sie ist eine eher abstrakte Empfindung (und als solche gar nicht zu gering schätzen), die nicht anlässlich eines angebotenen Kontakts zu einem Politiker virulent wird oder sich dabei entwickelt oder verstärkt. Ich glaube sogar, daß die Kontaktsuche vom Bürger zum Politiker im Lauf der letzten Jahre viel stärker geworden ist. Die phrasen- und floskelhafte Sprache des Durchschnittspolitikers bzw. ein etwaiges Fachchinesisch wirkt sich nur medial und in Forumreden abstoßend aus, kaum im direkten Umgang. Dabei wird im Regelfall eine durchaus verständliche Ausdrucksweise gefunden. Insgesamt hat sich — etwa im Vergleich mit den sechziger Jahren — nach meiner Beobachtung und Erfahrung die direkte Kommunikation erstaunlich ausgeweitet, ihre Notwendigkeit und Nützlichkeit ist der heutigen Politikergeneration klageweise.

ad 2)

Die tägliche Kommunikation Politiker—Bürger spielt sich natürlich dennoch normalerweise via Medien ab. Damit fließt sie derzeit noch, den technischen Möglichkeiten von heute entsprechend, weitgehend in einer Richtung, vom Politiker zum Staatsbürger. Das mag sich schon morgen ändern. Die Aufgabe der Medien besteht 1) in einer sinnvollen Selektion des Angebots bzw. der anstehenden Problematik, 2) in einer nachstoßenden Befragung des Politikers (Experten) oder überhaupt in Eigenrecherche, 3) in einer verständlichen Darbietung, 4) in einem dem Bedarf

des Bürgers dienenden Analyse und 5) in einer kritischen Würdigung (Kommentierung).

ad 3)

Tatsächlich aber wird der Normalbürger zu sehr mit schlecht aufbereitetem Kommunikationsstoff überfüttert. Die „Informationsexplosion“ der elektronischen Medien hat die Reizschwelle der Aufnahmebereitschaft in den letzten Jahren bedenklich erhöht. Am besten sind in dieser Situation noch die sogenannten „seriösen“ Zeitungen dran, die ihre Rolle mit den in Österreich bescheidenen Mitteln meines Erachtens mit Anstand (und für ihr Publikum) spielen. Schlimm sind die politischen Kommunikationswirkungen der Boulevardblätter. Sie müssen ihrem Massenpublikum mit immer grelleren Schlagzeilen begegnen, wollen sie neben Unterhaltung und bloßer Sensation auch politische Information zum Bürger transportieren. Dadurch entstehen Verzerrungen negativer Art, und hier steckt auch eine der Wurzeln der Politikverdrossenheit: Der politisch wenig Interessierte wird andauernd von Skandalmeldungen gestreift, er ist schlecht und einseitig informiert, „Politik ist Betrug“ und „Politiker sind Gauner“. (Die andere Verdrossenheitswurzel hat mit Kommunikation nichts zu tun, sondern es verfehlen einander politische Nachfrage und politisches Angebot.)

ad 4)

Ich glaube, daß eine Verbesserung der Kommunikation von einem weniger ausschweifenden Informationsangebot der elektronischen Medien, vor allem des Fernsehens, ausgehen müßte. Der Trend des ORF, immer mehr Information zu bieten, müßte in das Bestreben umgewandelt werden, die vorhandenen politischen Sendungen zu verbessern: viel verständlicher zu berichten und zu analysieren, viel weniger voraussetzen, ohne deshalb banal zu werden. Das im ORF heiliggehaltene Interview mit Politikern wäre in seiner bedenkenlosen Massierung zu überprüfen und ein Weg zu suchen, wie die oft schamlosen Unrichtigkeiten oder Ausflüchte der Interviewten zurechtgerückt werden könnten. Die direkte Konfrontation vor Mikrofon und Kamera beeindruckt ungemein stark, wie Kommunikationsforscher wissen. Da aber die (oft kritische und informative) Frage vor der Antwort kommt, hat der gelernte Politiker stets das letzte Wort. Ein radikales Umdenken der ORF-Verantwortlichen wäre notwendig. Der neue Weg setzte aber höchstqualifizierte Journalisten voraus. Und außerdem ist mir klar, daß eine derartige grundlegende Reform der

zeit weder im ORF gewollt wird noch beim momentanen Einfluß der Politiker auf den ORF durchführbar wäre.



Hans Magenschab

ad 1)

Die Frage nach der Kommunikation im Rahmen des politischen Prozesses ist von einer Reihe von Grundfragen abhängig, die mit dem Selbstverständnis einer demokratischen Gemeinschaft zusammenhängen. Sieht man die Frage ein wenig historisch, dann wird klar, daß der Zustand einer Gesellschaft jeweils sehr wesentlich von ihrer Durchlässigkeit geprägt ist. Der deutsche Politikwissenschaftler Jürgen Habermas hat in seinem Standardwerk „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ dazu Grundlegendes festgehalten. So ist der absolutistische Staat zu Ende des 18. Jahrhunderts durch das „räsonnieren des Publikum“ aufgebrochen worden; die neue Bürgerlichkeit, wie sie sich in den damals entstandenen „Salons“ artikuliert, hat durch die Bildung einer Öffentlichkeit die demokratischen Bewegungen erst in Gang gebracht. Einen zweiten Entwicklungssprung können wir im ausgehenden 19. Jahrhundert feststellen. Damals übernahmen die Printmedien die Rolle des „Motors“ für die modernen Massenparteien. Die Wahlrechts- und die soziale Frage wäre nie so prägend geworden, hätten damals nicht die neuen Zeitungen den neuen Kommunikationskanal gebildet. In unserer Zeit haben zweifellos die elektronischen Medien zur Bildung einer neuen Öffentlichkeit beigetragen. Wir können darüber noch keine schlüssige sozialwissenschaftliche Theorie vorweisen, aber an Symptomen ist wohl einiges abzulesen. Sicherlich ist etwa das Erstarken von Bürgerinitiativen, ja überhaupt die Partizipation davon beeinflusst worden. Herr Jedermann wird über das neue Medium direkt befragt, jede kleine Demonstration gewinnt durch das neue Medium nationale Bedeutung, jeder Lokalprotest im hintersten Dorf wird in

alle Wohnzimmer gespiegelt. Freilich gerät damit das Selbstverständnis der repräsentativen Demokratie in einen gewissen Notstand, weil sich leider die traditionellen Parteien noch nicht auf die neue Kommunikationsebene eingestellt haben.

ad 2)

Es ist offensichtlich, daß das historische Gewaltenteilungsmodell Montesquiescher Prägung längst überholt ist: In der Tat haben die Massenmedien eine wesentliche Aufgabe übernommen. Sie sind eigentlich die einzig funktionierenden Kontrollmechanismen, eine „Vierte Gewalt“. Gerade die Ereignisse um den AKH-Skandal haben uns ja nahegebracht, daß weder die oppositionelle Legislative noch die Justiz die Mißstände der Verwaltung aufdecken und bewußt machen können. Erst wenn in den Medien ein Problem sichtbar wird, können die schwerfälligen traditionellen Gewalten reagieren. (Es darf allerdings auch gleich angeführt werden, daß eine Überspitzen durch eine Summierung von Wiederholung bei der Aufdeckung von Skandalen, Mißständen etc. einen gewissen Ermüdungseffekt bewirkt.)

Zweifelloos haben die Massenmedien heute auch noch eine zweite wichtige öffentliche Aufgabe übernommen: Nämlich jene einer breiten „Volksbildung“. Man spricht davon eigentlich zu wenig — aber in Wahrheit ist es heute allen Medien, insbesondere aber dem Fernsehen zu danken, daß der Wissensstand der Bevölkerung wesentlich angehoben werden konnte und damit auch das Bewußtsein qualitativ verändert wurde. Angesichts des Fehlens von wirklich umfassender außerschulischer Fortbildung muß die pädagogische Funktion der Medien immer wieder ins Bewußtsein gerückt werden.

ad 3)

Hier darf auf das bereits unter 1) und 2) Gesagte verwiesen werden. Ein Wort zum Verhältnis „Politiker — Medien“ sei aber angefügt: Viele Politiker sehen in den Journalisten teils unangenehme Frager, teils unberechtigte Kritiker. Tatsächlich fehlt den Journalisten sehr oft die Sachkompetenz, und es wird über Dinge geschrieben, die eingehendes Studium erfordern. Dazu aber fehlt den Journalisten wieder vielfach die Zeit und manchmal auch die Bereitschaft. Hier muß sicherlich ein selbstkritischer Lernprozeß in den Medien stattfinden. Andererseits steht außer Frage, daß viele Politiker den kritischen Medien auf eine sehr einfache Weise entzählen — indem sie sich nämlich in den Niemandsland der Expertenhaftigkeit zurückziehen. Die starke Verfestigung der österrei-

chischen politischen Prominenz in Kammern und Institutionen verstärkt die Tendenz. Man kompliziert Dinge, verschachtelt sie und verquält Personelles mit Sachpolitischem. Je mehr sich auch die Kritik auf die „großen Fragen“ konzentriert, desto unbehelligter bleiben jene „unteren“ politischen Bereiche, die aber für den einzelnen Bürger von Bedeutung sind. Ein Beispiel: Alles konzentriert sich auf den Finanzminister, niemand beschäftigt sich mit den vielen Finanzreferenten in den vielen Gemeinden. Die politische Sauberkeit, die man von einem Spitzenpolitiker des Bundes verlangt, muß aber auch für Hunderte, ja Tausende Funktionäre des gesamten öffentlichen Lebens gelten. Hier hätten die Medien eine wichtige Aufgabe, sich nicht durch den sichtbaren Teil des Eisberges blaffen zu lassen.

ad 4)

In Österreich haben wir im Vergleich zu westeuropäischen Nachbarländern einen ausgesprochenen Nachholbedarf im Informationskonsum. Wenn man der Auflagenstatistik trauen darf, lesen die Schweizer dreimal so viel Zeitung wie die Österreicher. Die dadurch erzielten höheren Auflagen bewirken — etwa in der Schweiz — einen vorbildlichen, qualitativ hochstehenden Journalismus. In Österreich erleben wir hingegen nach wie vor einen Trend zu noch mehr Fernsehkonsum und eine ungebremste Boulevardisierung am Zeitungsmarkt. Soll also wirklich die Kommunikation qualitativ verbessert werden, dann sollte man selbst nicht davor zurückschrecken, den Medien mehr öffentliche Hilfe zu gewähren. Gerade weil es nach wie vor nur einen staatlichen Rundfunk in Österreich gibt, der fixe Teilnehmergebühren über die Post kassieren darf, ist nicht einzusehen, warum der Großteil des Werbekuchens im Fernsehen und Hörfunk placierte werden muß; es ist auch nicht einzusehen, warum die öffentliche Hand den wertvollen Medien nicht stärker unter die Arme greifen kann. Auch ein liberales Medienverhältnis wird angesichts der heute möglichen Korrekturen vor dem historisch beargwohnten Staatseinfluß keine Angst mehr haben. Noch gibt es aber Bundesländer, wo die Zeitungsförderung eher minimal ist oder nach fragwürdigen Kriterien erfolgt. Bis heute gibt es auch keine Ausbildungsstätte für Journalisten, obwohl sie längst notwendig wäre und die öffentliche Aufgabe der Presse als „Vierte Gewalt“ evident ist. Warum gewähren nicht auch die Kammern, Verbände, Gebietskörperschaften etc. jungen Journalisten die Möglich-

keit eines intensiven Studiums von Sachproblemen, indem man durch Stipendien, Ausschreibungen, Preise etc. Sachwissen und Detailkenntnisse fördert?

Noch immer aber ist die Zeitung eine „Ware“. Wann verabschiedet man sich von dieser Fiktion? Und wann endlich haben wir auch in Österreich ein modernes Medienrecht, das eine neue Basis für alle — auch die neuen — darstellt?



Josef A. Nowak

Die Ursache, daß heute viele Bürger die Politiker und viele Politiker die Bürger nicht mehr verstehen, liegt in der Sprache, in der Politiker und Journalisten sprechen und schreiben. Allzu häufig übriges nicht zum oder für den Bürger, sondern zu- oder füreinander. Wem — außer einem Politiker oder einem Journalisten — fiele es denn ein, nach der „Kommunikation zwischen Politikern und Bürgern“ zu fragen, wenn er wissen will, ob der eine den anderen und umgekehrt versteht und begreift? Also: Vor allem geht es um die Sprache, die durchaus anspruchsvoll, aber frei von Kürzeln sein soll, die nur „Eingeweihten“ verständlich sind. Das geht beide an: die Politiker und die Journalisten. Weil ich zu letzteren gehöre: In einem der zahlreichen Loblieder auf die „Neue Zürcher Zeitung“ heißt es, eines ihrer Erfolgsgeheimnisse liege darin, daß sie jeder durchschnittlich gebildete und politisch interessierte Leser verstehen könne, weil sie fast kein politisches Spezialwissen voraussetzt und sich nicht scheut, komplizierte Sachverhalte Tag für Tag von neuem zu erklären. Das mag eine Übertreibung sein. Es ist aber jedenfalls ein Ziel.

Hans Rauscher

ad 1)

Die Kommunikation Bürger — Politiker ist nicht so schlecht, wie die Fragestellung schon impliziert. Halbwegs intelligente Politiker wissen

AKTION PÜRGG — VERSTÄNDIGUNG DURCH „MITEINANDER REDEN“



schon aus ihren zahlreichen Kontakten bei Betriebsbesuchen, Veranstaltungen, Begegnungen mit Bittstellern, was ungefähr gerade die Stimmung ist. Politiker kommen schon unter die Leute.

Das Problem ist, daß die meisten aus diesen Kontakten nicht die richtigen Schlüsse ziehen. Scheinbare „Sachzwänge“, die Routine des politischen Entscheidungsprozesses, Unterwerfung unter „Experten“ verhindern das. Eine Gemeinderatssitzung, eine Besprechung in einem Parteigremium haben ihre eigene Gruppendynamik. Heraus kommt dann oft nicht das, was der Bürger will, sondern was sich in bunten Postwurfsendungen gut macht.

ad 2)

Die Massenmedien hätten darzustellen, was ist bzw. was sein sollte oder nicht sein sollte.

ad 3)

Tatsächlich beschränken sich die Medien meist darauf, das Spiel der Politiker mitzuspielen. Sie stellen eine Scheinwelt dar; was hat der über den gesagt, was hat der darauf erwidert usw. Journalistischer Leerlauf, der sich in typischen Überschriften wie „Gerangel um...“ (Arbeitszeitverkürzung, AKH usw.) manifestiert. Auf diese Weise werden Scheinhaltungen zum Leser transportiert, der in zunehmendem Maße mit Befremdung und Entfremdung reagiert.

ad 4)

Eine Verbesserung der Kommunikation Bürger — Politiker muß in erster Linie vom Bürger ausgehen. Noch immer scheut sich der Untertan, auf seinem Recht zu bestehen: auf dem Recht, vorzudringen, angehört zu werden, in angemessener Frist Bescheid zu bekommen. Dabei ist dazu meist ohnehin nur ein Mindestmaß an Energie notwendig.

Allerdings besteht dann die Gefahr, daß Politik nur mehr zum Schlachtfeld vieler kleiner Gruppen mit Spezialinteressen wird, wie es derzeit z. B. in den USA der Fall ist. Aber das ist ein anderes Problem.

Zur Vorgeschichte

Wir sprachen über unsere Zeitschrift „politicum“ und über die nun vorliegende Nummer, die sich mit Kommunikation beschäftigen sollte. Dazu meinten wir, sollten auch Sprachen verwendet werden, die nicht alltäglich sind. Kurt Dieman hatte ein Gedicht parat, das er über Pürgg geschrieben hatte. Egon Waltl sollte eine Zeichnung anfertigen. Und dann wollten wir einige Pürgger Bürger damit konfrontieren. Telefonat mit dem Bürgermeister von Pürgg. Dieser war einverstanden, und wir wurden eingeladen nach Pürgg.

Zur Aktion

Zu viert fuhren wir nach Pürgg. Im Schloß Trautenfels hatten wir uns verabredet. Begrüßung durch den Bürgermeister, leise Fragen, was denn heute passieren sollte. Das Bild wurde angebracht. Immer noch waren Blutdruck, Wetter und die Unsicherheit über den begonnenen Abend die Gesprächsthemen. Nach der Erklärung des Bürgermeisters und auch der unsrigen folgte der Vortrag des Gedichtes und ein Hinweis auf die Zeichnung sowie auf die Fotomontage.

Zuerst kam das Bild dran. Den Diskussionsprozeß schildert der Maler Egon Waltl:

„Anfangs wurde meine Zeichnung einer genauen Bestandsaufnahme seitens der Pürgger Bürger unterzogen. Stimmt alles? Ist alles von Pürgg ‚vertreten‘? Es wurde um Dächer gefächelt, Bäume vermist und mit der Darstellung des Grimnings zeigte man sich nicht einverstanden. Die Blickrichtung, von welcher aus Pürgg gezeigt wird, war ungewohnt — wirkte befremdend. Das sei nicht typisch für Pürgg. Allgemeine Verunsicherung setzte ein. Ein erster Erfolg für das Bild, das die gewohnte Umgebung der Bürger in ein ungewohntes Dorf verwandelt! Die Pürgger setzten sich nun mit ihrer Heimat (Landschaft, Umgebung) auseinander — ein zweiter Erfolg war gegeben. Und immer wieder das krampfhaftes Versuchen, den ‚Naturalismus‘ zu finden. Der Gesamteindruck, das Erlebnis, das Gefühl, ist

das unser Pürgg? — wurde nicht gesehen, nicht diskutiert, nicht gefühlt.

Man gab zu, vorgefaßte Bilder von Pürgg vor Augen zu haben (Ansichtskarten) und diese Abbildungen seien richtig. Nach genauerem Betrachten meiner Zeichnung (und nach Überprüfung an Hand von Fotos) wurde aber einstimmig anerkannt, daß alle Proportionen stimmen.

Man wollte sich aber nicht richtig anfreunden mit einer anderen Blickrichtung als der gewohnten. Schließlich stellten die Leute fest, ‚betriebsblind‘ zu sein. (Ich war schon an dieser Stelle, die Umgebung ist mir aber nicht bewußt geworden.)

Es freute mich ganz besonders, daß diese Menschen keine Scheu zeigten, einem Künstler (Exoten) offen ihre Meinung über ein Kunstwerk darzulegen. Ich bin überzeugt davon, daß diesen Leuten durch unser gemeinsames Gespräch ein kleines Tor zum Verstehen der Kunst geöffnet worden ist. Was für mich aber noch wichtiger war, ist dies, daß auch Kunst ein Mittel zur Kommunikation sein kann. Wir sollten es nicht bei diesem ersten — sicherlich gelungenen — Versuch belassen.

Reaktionen

Zum Gedicht:

„Ich verstehe sehr gut, daß ein Mensch, der im Krieg oder in der Nachkriegszeit ein hartes Schicksal erleben mußte, seine Kindheit — in diesem Falle seine Ferienaufenthalte in Pürgg — irgendwie verklärt sieht und bei Ereignissen, die einem den Glauben an die Gerechtigkeit zweifeln lassen, bei der Erinnerung an diese glücklichen Zeiten auftritt. Wer sich solcher Erinnerungen, die einem niemand mehr rauben kann, bewahren kann, ist glücklich zu schätzen, und daß er versucht, sie in die Form eines Gedichtes zu kleiden, findet mein vollstes Verständnis — wobei ich die künstlerische Wertung des Gedichtes als zweitrangig betrachte.“

„Ist ganz dem Orte angepaßt. Viele werden schon diesen Ort gesehen und sich Gedanken gemacht haben: ‚O wie schön bist du, Pürgg!‘“

„Wie ein Minnesänger in alten Zeiten

Wiedersehen mit Pürrgg

Hier stimmen noch die Maße
aus längst entrückter Zeit;
Fährst du auf steiler Straße,
wird alles groß und weit.

Der Wald steigt aus dem Tale
zur Höhe kühn empor,
wo noch im Felsensaale
ertönt sein grüner Chor.

Von oben holt er nieder
ein goldgebündelt Licht.
Du spürst es herznah wieder,
wie es durchs Dunkel bricht.

So hast du einst empfunden
in zwingender Gestalt,
zu frühen Morgenstunden
das Wunder Licht und Wald.

Dann darfst du erlauschen in
frommem Weggeleit,
aus aller Brunnen Rauschen
den Sang der Ewigkeit.

Doch vieles, wundertrunken,
ist ohne Heiligenschein
im Strom der Zeit versunken:
Die Welt, sie wurde klein.

Nur Turm und Grimming ragen
über dem Daseinslauf
noch wie zu Kindertagen
zu alter Größe auf.

Ihr Anblick rührt dein Wesen:
Was ist mit dir geschehen?
Kannst du noch genesen
an solchem Wiedersehen?

Darfst wieder aufwärtsschauen,
des Blicks empor entwöhnt,
und in den Himmel bauen,
was die Gedanken krönt.

Und neu darfst du entdecken,
was einmal du entdeckt,
zu alter Lust erwecken,
was tief in dir versteckt,

vergraben mit den Jahren,
die gingen in das Land,
voll bitterem Erfahrung,
dem Hohen abgewandt.

Hier kann es aber werden,
daß Wasser schmeckt wie einst,
und du, ein Gott auf Erden,
um Gottes Liebe weinst.

Pürrgg, im Juli 1980
zur 850-Jahr-Feier der Kirchen-
weihe
Prof. Kurt Dieman

besingt der Dichter mit lieben
Worten ein schönes Stückchen Erde
— meine Heimat.“

„Es drückt meine Empfindungen
aus.“

„Schildert den Eindruck, den ich
persönlich erhalten habe und voll
inhaltlich beständige.“

Zum Bild:

„Es gefällt mir, besonders der
Kontakt von der gegenständlichen,
schattierten Ortschaft zur silhouet-
tenhaften Darstellung des Grim-
mings, die ich nicht als Einschrän-
kung der Phantasie des Betrachters,
sondern als raumgebend für dieselbe
betrachte.“

„Es stellt für mich als Ortsansässigen
einen besonderen Wert dar.“

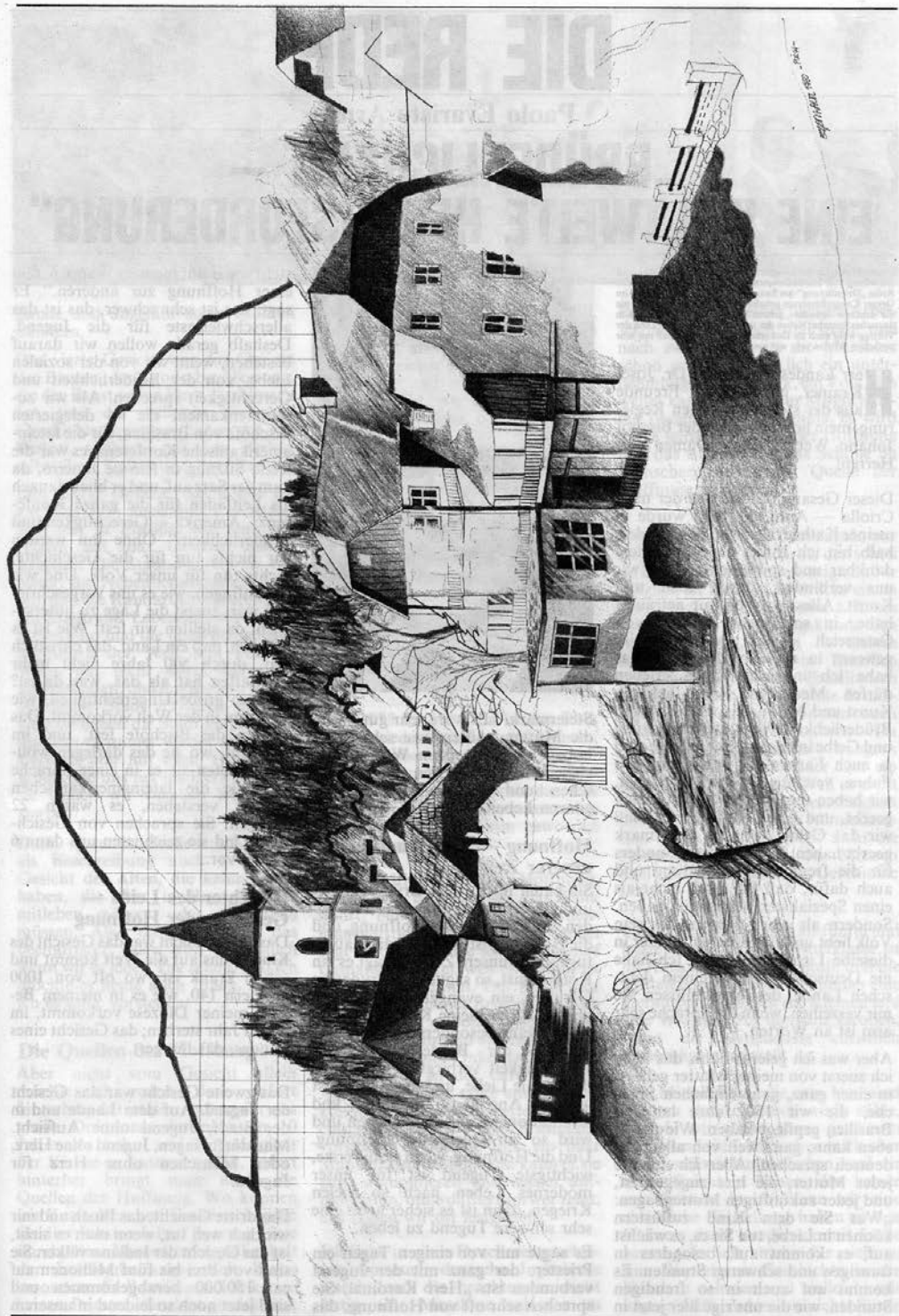
„Ich finde es künstlerisch sehr gut.“
„Ein Motiv, das nicht alltäglich ist, es
ist nicht verkitscht.“

Zur Fotomontage:

„Gute Phantasie des Montierers;
kommt in der Natur nicht so vor,
daher ganz neue Ansichten, die sehr
gut einzelne Gebäude oder Dinge
hervorheben.“

Wir haben lange miteinander gere-
det, Pürrgger und Nicht-Pürrgger,
Künstler und Nicht-Künstler. Und
wir haben uns — zumindest —
teilweise verstanden. Wir sollten
diese Aktion fortsetzen. Weil sie uns
gezeigt hat, daß es möglich ist, auch
„andere“ Sprachen verstehen, andere
Blickwinkel einsehen und andere
Interessen akzeptieren zu lernen. Ein
Versuch zur Verständigung durch
„Miteinander reden“.





DIE REDE

Paolo Evaristo Arns

„BRÜDERLICHKEIT — EINE WELTWEITE HERAUSFORDERUNG“

Die nachfolgende Rede wurde von Kardinal Evaristo Arns auf Einladung von Landeshauptmann Dr. Josef Krainer in der Reihe „Orientierung“ am Samstag, dem 11. Oktober 1980, im Grazer Kongresszentrum gehalten. Obwohl Kardinal Arns nie die deutsche Sprache „gelernt“ hat, sprach er frei und in deutscher Sprache. Neben der tiefen Menschlichkeit kann der Vortrag wohl auch als Dokument dafür dienen, daß mit sehr einfachen Worten sehr viel gesagt werden kann.

Herr Landeshauptmann Dr. Josef Krainer, meine lieben Freunde aus der steiermärkischen Regierung, mein lieber Freund, der Bischof Johann Weber, meine Damen und Herren!

Dieser Gesang (Gloria aus der Misa Criolla — Anm. d. Red.) wurde in meiner Kathedrale uraufgeführt, deshalb bin ich Ihnen ganz besonders dankbar und spüre schon, daß wir uns verbinden, durch Lied und Kunst. Alles, was ich mir geträumt habe, in so langen Jahren, von Österreich — ich war nie hier gewesen in meinem Leben —, das habe ich in zwei Tagen erleben dürfen. Menschen, Freundschaft, Kunst und Natur, das vereint uns in Brüderlichkeit. Aber auch das Grüne und Gelbe in unserer Fahne, dies sind ja auch Farben der brasilianischen Fahne, vereint uns, denn man sagt, wir haben das Gelbe von Österreich geerbt, und heute entdecke ich, daß wir das Grüne von der Steiermark geerbt haben. Danke ganz besonders für die freundliche Einladung und auch dafür, daß Sie mich nicht als einen Spezialisten hergerufen haben. Sondern als einen Hirten, der sein Volk liebt und die anderen Länder in dieselbe Liebe einschließt. Ich habe nie Deutsch gelernt in einem deutschen Lande, deswegen müssen Sie mir verzeihen, wenn die Sprache sehr arm ist an Worten.

Aber was ich gelernt habe, das habe ich zuerst von meiner Mutter gehört, in einer ganz, ganz einfachen Sprache, die wir 150 Jahre lang in Brasilien gepflegt haben. Wie man's eben kann, ganz weit von allen, die deutsch sprechen. Aber ich möchte jeder Mutter, die hier zugegen ist, und jeder zukünftigen Mutter sagen: „Was Sie dem Kind zuflüstern können in Liebe, tun Sie es, es wächst auf, es kommt auf, besonders in traurigen und schweren Stunden. Es kommt auf auch in so freudigen Stunden, wie die uns'rige hier jetzt in



Steiermark.“ Es wäre sehr gut, wenn die Mütter wüßten, wie sehr unser Leben von den ersten Worten und vielleicht auch von den ersten Wünschen und Zeichen abhängt im ganzen Leben.

Hoffnung — die Haupttugend unserer Zeit

Sie baten mich, über Brüderlichkeit und Gerechtigkeit zu reden. Verbunden, wecken beide die Hoffnung, und die Hoffnung ist vielleicht die Haupttugend für unsere Zeit. So sagt es ein Kommunist, so sagt es ein Bruder im Glauben, ein evangelischer Theologe, so sagt es meine Kirche, aber so sagt es ganz besonders unser Gewissen. In der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit verbirgt sich nämlich die soziale Liebe, und diese Liebe ist wirklich Anstoß für modernes und internationales Zusammenleben und wird so zur Quelle der Hoffnung. Und die Hoffnung, wenn sie die erste, wichtigste Tugend ist für unser modernes Leben nach so vielen Kriegen, dann ist es sicher auch eine sehr schwere Tugend zu leben.

Es sagte mir vor einigen Tagen ein Priester, der ganz mit der Jugend verbunden ist: „Herr Kardinal, Sie sprechen sehr oft von Hoffnung, das

steht sogar auf meinem Wappen, von einer Hoffnung zur anderen.“ Er sagt, das ist sehr schwer, das ist das allerschwierigste für die Jugend. Deshalb gerade wollen wir darauf bestehen, wenn wir von der sozialen Liebe, von der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit sprechen. Als wir zusammenkamen, die 44 delegierten Bischöfe von Brasilien, für die lateinamerikanische Konferenz, es war die letzte Sitzung in Rio de Janeiro, da kam der Satz auf, und er blieb danach als Leitfaden für die ganze Konferenz: „Amerika — Gerechtigkeit und Brüderlichkeit.“ Ohne ihn werden wir nichts tun für die Geschichte, nichts tun für unser Volk. Und wie wir anfangen, wie es uns vorgeschrieben war, zuerst die Lage zu untersuchen, da stellten wir fest: Wie ist es möglich, daß ein Land, das christlich war, durch 500 Jahre nicht mehr geschaffen hat als das, was da ist? Eine so große Ungerechtigkeit, wie sie kaum in der Welt vorkommt. Das stellten die Bischöfe fest, und im Moment, wo sie das darlegen wollten, mußten sie es in einer Sprache tun, die die lateinamerikanischen Länder verstehen, es waren 22 zugegen. Sie sprachen von Gesichtern. Und sie zeichneten uns dann 6 Typen vor:

Gesichter des Leids — Gesichter der Hoffnung

Das erste Gesicht war das Gesicht des Kindes, das auf die Welt kommt und schon krank ist, wo oft von 1000 Kindern 140, wie es in meinem Bezirk, meiner Diözese vorkommt, im ersten Jahr sterben; das Gesicht eines Kindes, das hungert.

Das zweite Gesicht war das Gesicht der Jugend. Auf dem Lande und in der Stadt, Jugend ohne Aufsicht. Man dürfte sagen, Jugend ohne Herz, oder Menschen ohne Herz für Jugend.

Das dritte Gesicht, das Ihnen und mir wirklich weh tut, wenn man es sieht, ist das Gesicht der Indianervölker. Sie sind von drei bis fünf Millionen auf ca. 150.000 herabgekommen und sind jetzt noch so leidend in unserem



Lande und ungefähr so in anderen Ländern.

Das vierte Gesicht war das Gesicht der **Bauern**, der Landesbevölkerung, die der Papst so ins Herz geschlossen hat, und die vielleicht die neue Geschichte begonnen haben mit viel Verlust, vielleicht mit dem Verlust selbst ihrer Kultur und ihrer Region.

Das fünfte Gesicht, das kenne ich gut, das kam auch durch in letzter Zeit hier in Europa, wie man mir erzählt hat, das Gesicht unserer **Arbeiter**. Die Stadtarbeiter, die Arbeiter, die Nebenberufe haben müssen, und die Randarbeitergruppe, die am Stadtrand Lebenden, die in den Slums sind und die doch die liebsten Menschen der Welt sein können. Wenn das nicht wäre, wären sie aufgestanden, und mit Steinen hätten sie unsere Stadt zerstören können. Und sie bauen die Stadt auf, für uns, und tun es immer wieder mit einem Lächeln und mit einer Hilfsbereitschaft, die uns tief ins Herz geht; für sie wollen wir wirklich leben und sterben.

Dann an letzter Stelle brachte man als Beschreibung auch noch das Gesicht der **Alten**, die keine Rente haben, die aber in ihrer Familie mitleben müssen oder mitsterben müssen. Also dieses Gesicht, das beeindruckt jeden von uns, auch wenn wir es jeden Tag sehen, und ich möchte es heute auch Ihnen, so wie ich es sehe, vorstellen.

Die Quellen der Hoffnung

Aber nicht vom Gesicht allein möchte ich reden, denn sofort hinterher, das ist der Anfang für das große Dokument der nächsten 10 Jahre der Lehr- und Wirklichkeit der Kirche in Lateinamerika, sofort hinterher bringt man auch die Quellen der Hoffnung. Wo können wir Kraft, Mut und Freude schöpfen für die nächsten Jahre? In erster Linie durch die Menschenfreundlichkeit der Lateinamerikaner. Ich kenne besonders die Brasilianer. Ich kenne keinen Priester, der dort gewirkt hat

und nicht dort leben und sterben will. Und ich würde auch sagen, wenn irgendeiner als Freund hinübergeht, der wird reicher werden. Reicher in Erfahrung und reicher besonders, wenn er sieht, wie die Armen alles unter sich verteilen.

An zweiter Stelle steht nun die neue Haltung der Völker gegenüber Menschenrechten. Und ich könnte Ihnen erzählen, wie wir 1971, 1973 bis 1974 noch protestierten gegen die Übertretung der Menschenrechte in São Paulo und Briefe anschlagen ließen, an allen Türen unserer Kirchen, da war das Volk so von Angst und Panik benommen, daß am nächsten Sonntag nur die Hälfte mehr erschien. So viel Angst hatten sie vor der Repression der Polizei und des Heeres.

Und 1975 bis 1976, da ist das Volk immer wieder zusammengekommen, und da haben sie verlangt, von der ganzen Kirche, sie sollte für Menschenrechte eintreten, koste das, was es kosten würde. Menschenrechte sind jetzt ein Programm geworden für die ganze Kirche.

Und die dritte Quelle der Hoffnung, sagten die Bischöfe, sei das Volk selbst, ein junges Volk, unternehmungslustig oder wie mein Onkel sagt — Onkel nenne ich den Bischof Camara — Onkel, weil er Bischof ist und nicht Kardinal. Der Papst sagt zum Bischof immer Bruder und zum Kardinal sagt er Sohn. Und er redet mich auch immer so an, und ich rede ihn auch nur mit Onkel an, auch am Telefon und in der Öffentlichkeit. Also mein Onkel sagte einmal: „Sie können die komplizierteste österreichische Maschine einem Brasilianer vorstellen, wenn Sie ihm ein paar Stunden Zeit lassen, dann kann er sie ganz abmontieren und wieder aufmontieren, ohne daß es ihm wer zeigt, das haben wir oft festgestellt.“

Ich habe in einer Druckerei gearbeitet, wo auch deutsche Ingenieure waren, und die brachten es nicht fertig, eine Maschine anlaufen zu

lassen. Da sagte einer unserer Arbeiter, lassen Sie mich mal dran, und nach zwei Tagen ist die Maschine schon gelaufen. Wirklich ein unternehmungslustiges Volk, ein Volk, das weiter kann. Es muß nur Möglichkeiten finden, es ist nie müde, es wird sogar selbst zur Quelle der Hoffnung und das ist vielleicht das Schöne im Menschen; selbst zur Quelle der Hoffnung zu werden.

Die vierte Quelle, die man angab, war folgende: Der Fortschritt, der schon da ist in manchen Teilen, zeigt, daß er möglich ist für alle. Es drückt einem manchmal das Herz, wenn z. B. ein Spezialist in Ernährungskunde den Bischöfen sagt, wenn in diesem Moment alles, was in Brasilien produziert wird, den Brasilianern zukäme, hätten wir die beste Ernährung der Welt und könnten auch andere Länder miternähren. Da fragten wir: „Ja, weshalb hungern wir denn, die Hälfte oder fast ein Drittel?“ Da sagte er: „Weil es nicht verteilt wird, weil keine Gerechtigkeit da ist, weil keine richtige Administration da ist, weil das Volk nicht die Hauptsache ist, weil der Mensch nicht in der Mitte der Geschichte steht!“

Und dennoch gab man als fünfte und letzte Quelle an, die Mittelklasse ist im Aufschwung, fast überall, und die Mittelklasse, die bedeutet immer eine Herausforderung für die Kleinen und eine Warnung für die ganz Großen, wenn die Mittelklasse christlich menschlich eingestellt ist.

Die Mittelklasse, die wir hier sind und zu der ich mich auch zähle, obwohl wir schon ganz, ganz arm waren und sind, ich rechne mich aber dazu, weil wir Kultur haben, weil wir einen Reichtum haben, den keiner uns nehmen kann. Wenn wir eine christliche Einstellung haben zu den Kleinen, dann werden sie mit Liebe herausgefordert, mehr für sich zu tun, ihre eigene Geschichte in die Hand zu nehmen und vielleicht mit unserer Hilfe, indem wir nichts für sie

tun, aber alles mit ihnen tun, auch Möglichkeiten zu schaffen für Gerechtigkeit und Brüderlichkeit.

Die Wirklichkeit verändern — Tausende von Kommunitäten

Das steht am Anfang des Dokumentes. Jetzt möchte ich sagen, mal erzählen, aber ganz einfach, wie wir das in die Wirklichkeit umgesetzt haben oder wie wir das umsetzen möchten in die Wirklichkeit.

Der zweite Grundsatz von uns lautete nämlich so: Wir können die Sache nun gründlich verändern in Amerika durch Mitwirkung, durch Selbstbestimmung, durch wirkliche Teilnahme eines jeden, des ganzen Volkes. Wie dann die vielen Bischöfe nach São Paulo kamen, da haben wir uns das vorgenommen. Von jetzt ab wollen wir kein Programm für das Volk ausarbeiten, sondern das Volk soll uns sein Programm vorlegen und dann auch die Methoden entdecken. Dann haben wir an die Tausenden von Kommunitäten dieselbe Frage gestellt: Was sind eure drei Hauptprobleme, die die Entwicklung richtig stellen, die euch zu nichts kommen lassen; und was werden die Antworten darauf sein als Volk Gottes, als Kirche? Dann fing man an, in den Kommunitäten aufzuwachen, was ist hier eigentlich los, was brauchen wir wirklich und man vergleicht es mit zehn anderen Kommunitäten. Daher kommen 300 Kommunitäten zusammen, daher kommt ein ganzer Bezirk, wir nennen das eine Region, zusammen. Und dann schließlich schickte man das alles ein ins Sekretariat. Und das Sekretariat hat dann alles analysiert, zurückgeschickt bis unten an die kleinen Kommunitäten hin, um zu wissen, ob sie sich wiedererkennen, wenn die ganze Stadt das durchgedacht hat, dann fingen sie wieder an, unten, die anderen denken so und wir haben so gedacht. Welches sind wirklich unsere Hauptprobleme? Dann kam es wieder nach oben. Nach 6 Monaten so auf und ab, da hat man die Generalversammlung in São Paulo gehalten, da waren von jedem Bezirk, das sind 50 Bezirke in der Erzdiözese, 5 Delegierte. Die 5 Delegierten haben den ganzen Tag darüber diskutiert in Gruppen und auch öffentlich. Da sah man einen Advokaten reden, da sah man einen ganz kleinen Arbeiter reden, da war der Landmann, denn wir haben auch noch Landbereiche in unserer Diözese, da war der Schwarze, der Gelbe, der Japaner, wir haben so etwa 400.000 bis 500.000 Japaner; die Hälfte von denen bis zwei Drittel sind christlich. Und da waren unsere Brüder von der Kirche, unsere Universitätsprofessoren und Studen-

ten, die konnten sich dann alle ausdrücken, natürlich in einer Methode, die auch von ihnen ausgedacht war, und am Schluß, da kamen die vier großen Programme, die für unser Leben jetzt noch sechs Jahre gelten.

Menschenrechte — Angst trieb die Leute aus der Kirche

Und ich staunte, vielleicht wird es Ihnen auch erstaunlich sein, ich staunte, daß als erstes aufkam, die ganze Kirche soll für Menschenrechte eintreten, denn die Menschenrechte kommen aus dem Herzen des Evangeliums heraus. Christus ist Mensch geworden, um die Würde des Menschen in der ganzen Geschichte zu tragen. Und zwei, drei Jahre vorher, wenn der Erzbischof einen Brief erließ über die Verletzung der Menschenrechte, da waren die Leute gar nicht mehr in der Kirche in der nächsten Feier, soviel Angst hatten sie.

Sie wissen, São Paulo ist eine Arbeiterstadt, über 80 Prozent sind Arbeiter, ist eine „schwere Stadt“. Eine Stadt, wo es schwierig ist, zu atmen, weil die Luft verunreinigt ist, eine Stadt, wo es schwer ist, sich zu bewegen, weil die Straßen mit Fahrzeugen bedeckt sind, schwer ist, Mensch zu sein.

Sie sind eingebrochen ... Wir öffneten unsere Säle

Und da haben wir als zweite Priorität angegeben: Gerechtigkeit für die Arbeiterwelt, Gerechtigkeit für den, der die Stadt baut, Gerechtigkeit für die Armen, die kommen und fast nichts verdienen, weil sie, wie man angibt, noch wenig leisten und doch ihr Blut hergeben für die Stadt. Und da fing man an, aufzuarbeiten, damit die Gewerkschaften wieder aufkommen, damit man wenigstens im Lande was habe, was nicht alle Arbeiter zu einer Masse macht; damit überall wieder Gruppen auftauchen können, die während der Revolutionszeit 1964 bis 1976/77, also in 12 Jahren, nicht mehr erlaubt waren, daß die wieder aufkamen. Daß die sich wieder organisierten, daß die taten, was die Soziallehre immer vorgeschrieben hat und was die ganze demokratische Welt anerkennt. Also, daß wir Möglichkeiten haben, für die eigene Klasse zu kämpfen, indem wir auch das Gesamte immer im Auge behalten. Daß wir uns da wieder erziehen durften, und so kam es dann, daß 1978 das erste Mal die Arbeiter mit den Patronat sprechen konnten, daß sie den ersten Sieg davongetragen haben, und 1979 kam dann der ganz große Streik, der auch hier in Europa bekannt wurde, wo die Regierung und hier die großen Multinationalen dann den Arbeitern

einfach gesagt haben, wir wollen verhandeln. Sie sind eingebrochen in die Säle der Arbeiter, in Sitzungen usw. und haben sogar das Fußballstadion genommen, das der Regierung gar nicht gehört, das der Stadt gehörte, und haben Versammlungen verboten, da haben wir dann unsere Säle aufgeschlossen. Wir haben unsere Kirchen aufgeschlossen. Da wurden die Arbeiterchefs gefangen genommen, da haben wir unsere Kommission von Justitia und Pax angeboten, und sie haben vor dem ganzen Lande die Prinzipien und das Recht aufgestellt, das brasilianische Recht, das verletzt worden ist, und da haben sie die Arbeiter zwingen wollen, durch Hunger wieder zurückzugehen. Da haben wir gesammelt, so daß die Arbeiter für sich allein entscheiden durften und in Dialog mit den Arbeitgebern. Wir haben gesucht nach Arbeitgebern, die delegieren wollten, es war sehr schwer, weil die privilegierte Klasse nicht für Gerechtigkeit, sondern für Gewinn streiten wollte.

Das dritte, was man uns vorschrieb vom Volke her, war eine neue Einstellung, wie wir sagen, für die Stadtumgebung, was wir Peripherie nennen, das heißt die Leute, die 400.000 oder etwas mehr, die jedes Jahr in die Stadt kommen und noch keine Erziehung haben zum Stadtleben, noch kein Training für diese Arbeit und wo die Familie nicht gewöhnt ist, in der Stadt zu leben. Da sollten wir kleine Kommunikationszentren bauen, wo die Leute zusammenkommen, ihre Probleme diskutieren, und da vielleicht sogar eine Kommunität aufmachen können — wie eine kleine Basisgemeinschaft.

Die Stadt — umzingelt von Armut

Wie wir das sagen, das war die vierte Priorität. So kam das Volk dann zusammen, hat vorgeschlagen, hat einen Inhalt gegeben, einige Richtlinien auch und da haben wir angefangen, das war 1974, 1975, 1976 bis heute. Und heute sagt dann sogar der Stadtpfarrer: „Ich kann gar nicht mehr an den Bischof denken oder an den Kardinal, an die Leute, ohne zu denken, ich muß etwas tun für die Peripherie.“ Auch die anderen sagen, daß das Volk dafürsteht, die Gerechtigkeit für die Arbeiter zu verlangen. Wir können gar nicht daran denken, daß man einen festnehmen kann, daß man einen foltern kann, weil sofort die Leute alle auftreten. Es war sehr interessant, als wir voriges Jahr bei der Veranstaltung mit Theologen aus der ganzen Welt in São Paulo zusammengekommen sind, und da haben sie uns, die Stadt kennenzulernen, die umzingelt ist von der Armut,

und da sind sie dahingegangen, und interessant war auch, daß die Polizei gerade da kam, wo sie waren, und daß sie mitgenommen worden sind von der Polizei. Daß sie das alles am Leibe erfahren konnten und einige das sogar fotografieren konnten. So ist es auch dem Chefredakteur von der Zeitschrift „ORIENTIERUNG“ aus der Schweiz passiert, er ist auch festgenommen worden, er weiß, wie das geht, Menschenrechte zu verteidigen, wenn man direkt mit der Polizei zu tun bekommt.

Gerechtigkeit — Basis für Brüderlichkeit

Ja, Gerechtigkeit in der Welt ist die Basis für Brüderlichkeit. Die Menschenrechte sind wirklich nicht das Programm für eine Kirche, sondern für jeden Menschen. Aber sie müssen immer als Gesamtes und Dynamisches aufgefaßt werden. Als Gesamtes, wenn einer von den 30 Grundsätzen nicht befolgt wird, dann fallen alle dreißig. Wer einen in sich hat und dafür kämpft, der kommt so langsam auf alle Schichten und wird immer mehr verlangen.

Ein Beispiel: Art. 1 sagt: Wir seien alle gleich als Menschen in Recht und in Pflicht. Natürlich haben wir differenzierte Talente, wenn man sie herziehen will, doch wir sind alle gleich. Wenn dies verletzt wird, dann kommen alle anderen Verletzungen, weil der Mensch nicht mehr als Mensch angesehen wird. Wir können das zu jedem Artikel sagen, aber die Verletzungen fangen immer an, das war bei uns so, das wird irgendwo so sein auf der Welt, indem man die Meinungsfreiheit, das heißt die Freiheit, zu denken, zu schreiben, sich zu versammeln, sich als Mensch darzutun für andere, nicht mehr respektiert.

Auf Zensur folgt Folter

Also wenn die Zensur eintritt in irgendeinem Land, dann können sie sagen, das Land wird jetzt gehen bis zur Folterung, bis zur Zerstörung des ganzen Menschen. Also müssen wir uns verbinden durch Worte, Gesten, durch Gedankenaustausch, durch Wertaustausch, durch ständiges Verbinden in allen möglichen Arten, durch Kultur, durch Musik, durch Geschichte, durchs Gedächtnis für die Menschheit. Wir müssen uns verbinden, das ist der erste Punkt, wovon alles abhängen wird in der Geschichte der Menschheit, das wurde schon festgestellt von Historikern, und das haben wir feststellen müssen in unserer Runde, wo unsere Leute gestorben oder ermordet worden sind.

Und die Sache wurde anders in Brasilien, als ein Journalist, Flado

Herzog, durch die Folter im Gefängnis umgekommen ist und 1030 Journalisten eine Dokumentation unterschrieben haben und am selben Tag gesagt haben, das bleibt nicht so. Dann sind wir zusammengekommen in der Kathedrale, und da haben wir das vor der ganzen Welt gesagt: Es bleibt nicht so. Wir werden wieder anfangen, unser Recht in Ehren zu halten — uns verbinden zu dürfen. Also Freiheit für Presse, Freiheit für Radio, für Versammlungen, und dann wird alles anders. Und es wurde auch alles anders, es ist schon viel anders geworden als früher.

Das Recht auf Entwicklung für Menschen und Nationen

Wir hoffen, es geht weiter. Ich sage das auch: Menschenrechte sind dynamisch. Die ersten 20 Jahre blieb die Erklärung der Menschenrechte in der Schublade. Keiner hatte offen davon gesprochen. So langsam kam's dann auf. Und als sie 30 Jahre alt war, diese Erklärung, da sprach ungefähr die ganze Welt davon, da hat man auch schon entdeckt, daß sie nicht genügt für unsere Zeit. Und es wurde schon verlangt, daß hinzugefügt würde — z. B. Recht auf Privatizität, Recht auf Ehre. Aber die Südamerikaner haben noch hinzugefügt: Recht auf Entwicklung für den Menschen durch den Menschen. Und haben noch hinzugefügt, Recht — und jetzt werden Sie staunen —, Recht auf eine demokratische Regierung.

Fast keines der Länder hat eine demokratische Regierung, das ist eine Entwicklung der Menschenrechte. Aber sie sind sicher noch nicht genug entwickelt. Diese Versammlung hat noch hinzugefügt, daß die internationalen Rechte nicht entwickelt sind, und so werden wir nie Brüderlichkeit haben. Zum Beispiel: Das Recht auf Selbstbestimmung der Nation, das kann Ihnen vielleicht auch klar sein, weil Sie vielleicht hier gelitten haben darunter. Selbstbestimmung auf materieller Ebene, Selbstbestimmung auf sozialer, kultureller, religiöser Ebene, eigene Interessen verteidigen zu können und dennoch mit allen anderen Ländern rechnen zu dürfen. Wenn etwas in einem Land passiert, was nicht voraussehbar war oder was besondere Folgen mit sich brachte, das kann eine ganz große Verschwörung sein, das kann aber auch ein Krieg sein, daß dann das Volk Recht hat auf internationale Kooperation. Die Lateinamerikaner wissen aus eigener Erfahrung, daß ein Land wie Bolivien, ich möchte sagen, daß alle Länder aus der Südzone, wie wir sagen, Chile, Argentinien, Bolivien,

jetzt eine ganz besondere Unterstützung erwarten von freien demokratischen Ländern.

Wenn die Jugend flieht ...

Wir haben sogar in São Paulo, wie es uns etwas besser ging, eine eigene Kommission gebildet, wir geben eine Zeitschrift heraus in drei Sprachen, Englisch, Portugiesisch, Spanisch, über alles, was vorkommt in diesen Ländern, auf dieser Ebene über Menschenrechtsverletzungen. Wir haben da entdecken können, wie Kinder entführt wurden, über 100 Kinder haben wir entdeckt. Wir bekommen jeden Tag 30 bis 40 Briefe oder noch mehr, die wiedergeben, was wieder alles vorkommt, und das resümieren wir irgendwie und suchen uns auch die Leute, die von da kommen, das sind Hunderte pro Woche, die uns aufsuchen und ein anderes Land suchen oder Möglichkeiten in anderen Ländern. Also im Moment, wenn man sieht, daß man selbst etwas kann, wird man auch merken, daß man sehr viel für andere tun muß. Und da konnten wir durch diese Gruppe für unsere Nachbarländer etwas tun, und ich möchte es Ihnen auch ganz herzlich empfehlen. Gerade für diese Länder, die vielleicht ausbluten, wenn die Jugend flieht, wenn die besten Kräfte sich vom Land entfernen, daß wir gerade für die ein Herz haben und für die auch etwas tun.

Ihr werdet mich fragen nach dieser halben Stunde Überlegung hier: Ja was können wir denn zusammen tun für diese Gerechtigkeit und Brüderlichkeit? Dürfte ich mal eine Parallele ziehen zwischen Österreich und unserer Universität. Unsere Universität, die fragte mich immer: Was können wir tun für diese Leute, die ihre Geschichte noch nicht in die Hand nehmen, während wir vielleicht 1 Prozent Elite in der Nation haben? Da haben wir drei Wege herausgefunden, zusammen. Vielleicht werden Sie es auch tun.

Drei Wege der Hoffnung

Das erste war, sich einzufühlen und etwas zu erleben von dem, was vorgeht im Volke. Und interessant war folgendes: Gruppen von Studenten gingen zu acht großen Teilen zur Stadt hinaus, es waren Juristen, zukünftige Ärzte, auch Studenten der Sozialarbeit, Soziologie und Psychologie besonders; die gingen dann zusammen hin, jeden Samstag und Sonntag, und haben festgestellt, was Ernesto Cardenal in einem Gedicht sagte, als er nach Solentiname, also zu den ganz Armen, ging, da sagte er so: „Die ganz Armen, die feiern das Leben, nicht das, was drum herum ist, sondern das Leben. Sie entdeck-

ken, daß der Glanz und die Schönheit am Körper liegen, nicht an den Kleidern. So ist das ganze Leben von ihnen, wie Gott es schuf und nicht wie die Menschen es vertuscht haben.“ Das schreibt er in einer glänzenden Form. Er verwendet sogar das Wort „Splendor“, also was leuchtet, ist der Körper. Wenn nur die Kleider leuchten, dann fängt man an zu lügen. So ist der Arme, wenn er nicht hungert, wenn er nicht miserabel ist, wenn er so ist, wie er sein will in der Natur und auch nicht die „Welt der Reichen“ übernehmen will. Und da haben unsere Universitätsstudenten entdeckt, wie reich und wie originell das Volk ist — sein kann. Das war das erste Erlebnis, und ich glaube, Sie haben dieses Erlebnis auch schon, vielleicht über Lateinamerika.

Das zweite war, ein Programm durchzuführen — mit dem Volke und nicht für das Volk. Wie wir es früher getan haben, aber da kam die größte Schwierigkeit, das Volk spricht nicht, ist karg an Worten, nur ein Wort oder ein anderes Wort. Wie soll man das Volk verstehen?

Paolo Freire, der brasilianische Pädagoge, der ist jetzt bei uns auf der Universität in São Paulo und hilft uns, das Volk zu verstehen oder bessere Möglichkeiten zu haben, sich mit dem Volk zu verbinden ohne Interpretieren, ohne jemand, der für das Volk spricht oder das Volk interpretiert nach seiner Weise. Ich möchte hier nicht vom Politiker reden, aber ich meine, das ist für uns alle wichtig, daß wir nicht das Volk interpretieren nach dem, was wir denken, sondern wie das Volk sich wirklich selbst ausdrückt. Wie ist die Romantik des einfachen Volkes?

Das haben die Psychologen entdecken müssen, die Studenten für Soziologie, für Soziallehre usw. Das war was so Wichtiges, daß sie gesagt haben: Alle unsere Erfolge in der Wissenschaft sind importiert. Sind von der Schweiz, von Nordamerika durch eine Psychologie nach Brasilien gekommen, die gar nicht für das Volk ist, sondern nur für die höhere Klasse, die auch die Krankheiten importiert. So ist es dann, daß man jetzt anfängt, durch die Studenten, nicht nur mit dem Volke zu gehen, sondern die Universität auch zu transformieren, daß die Universität für das Volk ist und die Universität mit dem Volke geht; und es stehen jetzt ungefähr 3000 wissenschaftliche Arbeiten bevor, nur durch die Katholische Universität, die 16.000 Studenten hat. Und da stehen über 3000 Arbeiten bevor, über Volk, über Volksentwicklung, über Gedichte, über Semantik, über Interpretation des Volkes.

Also eine zweite Art vorzugehen wäre, gemeinsame Projekte zu haben,

wenn das Volk die Hauptsache ist und nicht die führende Person.

Und das dritte, das tun einige hier von der Steiermark. Ich sehe sogar zwei vor mir. Mit dem Volke leben, dort hingehen, da bleiben und das Volk in sich aufnehmen wie Christus, eine Inkarnation.

Caritas und Gerechtigkeit

Aber wir müssen auch dafür Prinzipien haben, daß die Brüderlichkeit wirklich nicht nur Gerechtigkeit ist. Ein weiterer Schritt, wir dürfen unter keinen Umständen zulassen, daß die Caritas auftritt, wo andere Wege nötig sind. Wir müssen zäh sein, wie sie das sind von Natur auf, vielleicht durch die Temperatur, selbst so für ihr Leben bestimmt. Wir müssen auch zäh durchhalten in allem, weil eine Familie arm sein kann, aber immer pluralistisch sein muß. Und wie jede neue Phase in ihrer Entwicklung für die Sache, z. B. wenn ein Land zur Familie wird, nicht mehr von der Nord-Süd-Politik abhängen kann. Nord-Süd-Politik ist immer eine Politik, wo man im Norden alles beschließt für den Süden, wo der Süden nie beschließen kann für den Norden. Auch nicht will und nicht kann. Und wo man den Süden immer betrachtet als Möglichkeit, vielleicht sogar als Möglichkeit für die Caritas. Aber nicht für die Justitia.

Tanks und Hunde gegen Arbeiter

Wir müssen also alle dafür eintreten, daß man gewaltlos sein kann. In schlimmsten Umständen, wie es z. B. bei uns war, als die Polizei mit großen Tanks und mit Hunden auf die Arbeiter zuzug und die Arbeiter nicht mit Gewalt geantwortet haben, wo die Polizei sie alle umzingelt hat und dann am nächsten Sonntag die Arbeiter gegenseitig sich empfohlen haben, bitte geht nach Hause und seid güte zu euren Kindern und zu euren Frauen. Kein Schnaps, denn wir wollen keine Provokation. Es wurde als Grundparole angegeben. Weil wir das mitbekommen haben als die ganze pastorale Arbeit. Und dann am Sonntag kamen die Frauen auf die Straßen, jede mit einer Rose, und sie gingen durch die Soldaten durch, bis sie durchgebrochen sind, und dann in Tausenden sind sie zum Stadion gegangen und die Männer gingen hinterher und die ganze Familie.

Das Recht der Armen — eine neue Stimmung der Welt

Wir müssen wirklich die Welt in eine neue Stimmung bringen. In eine hoffnungsvolle Stimmung. Wo Frau und Kind genausoviel sind wie der

stärkste Mann. Wo das Kleine und Unterentwickelte genausoviel wiegt wie das Großmächtige. So müssen wir auch die Multinationalen ansehen, die vielleicht Arbeitsmöglichkeiten bringen, vielleicht auch technische Entwicklung, das wird wohl keiner abstreiten; die aber Produkte leisten müssen für das Volk, die kleine und mittlere Unternehmen leben und sich entwickeln lassen müssen, wo die nationalen Reichtümer wirklich zum Reichtum aller Länder dienen. Nicht nur einiger Länder. Ich möchte sagen, wo die Hauptsache ist das **Recht der Armen**, denn das war für Christus auch die Hauptsache, und so konnte er die Brüderlichkeit einführen für immer in der Welt.



Eindrücke in Kurzform

„Kommunikation und Politik“... Ob unter der Reibungstemperatur dieser beiden Begriffe nicht das Titelblatt dieses Heftes zu brennen anfängt? (Schauen Sie sicherheitshalber nach! Feuerwehr unter Nummer 122 anrufen!) Was ist Kommunikation? Daß beim Reden die Leut' „z'sammkommen“, statt sich „auseinanderzusetzen“. Was ist Politik? Die Parteien schauen auf ihre Schäfchen, daß möglichst viele im Pferd oder wenigstens in dessen Nähe sind. Politik in Österreich heißt: möglichst eindeutig auseinandersortieren. Das ist das Gegenteil von kommunikativem Zusammenkommen. — Jetzt ist das Titelblatt Ihres Heftes bestimmt schon Asche. Die Feuerwehr müssen Sie jetzt nicht mehr bemühen.

Die Neigung der Parteien ist gering, Gedanken der jeweiligen Gegenseite als brauchbar und überlegenswert anzuerkennen. Für politische Parteien gilt immer noch das ptolemäische Weltbild (Ptolemäus, † 160 n. Chr.): Wir sind der Mittelpunkt, alles dreht sich um uns. Außerhalb gibt es nichts Wesentliches, das eines Gedankens wert wäre.

Konkurrenz mag gut sein, Zusammenarbeit ist besser. Geht es um die Partei und ihre Stärkung? Oder um die Steiermark und ihre Leute? Viele Eindrücke bestätigen das erstere, die Parteien beteuern — es geht schließlich um Wählerstimmen — das zweite. Der Steirer dankt!

Die Kommunikation verrät gewöhnlich, was die Realität ist. Demnach kann man entdecken, daß es nicht in erster Linie Steirer gibt, sondern ÖVP-, SPÖ- und FPÖ-Anhänger. Diese zählen primär. Also gibt es den Steirer oder die Steiermark überhaupt nicht. Statt dessen nur ein unbeschreiblich kleinkariertes Muster von roten und schwarzen Flecken, dazwischen ein paar blaue. Bedienen wir uns also keiner umschweifenden Worte: Die politische Kommunikation untergräbt die steirische Identität.

I kaunn unschwer an Klöcher Traminer von an Kitzzecker Weißburger unterscheiden. Bei den Parteiprogrammen ist es scho schwieriger. (Wohrscheinlich werd'n ma zweng

informiert!) Oda soll ma sich doch mehr auf die Personen ausrichten? Der Krainer hot koa schiachs Gesicht net, der Gross a net, und a der Götz net. Ganz schö schaungs' olle von ihre Plakatln runter. Wen soll ma da jetzt mehr mögn? A schwierige Gschicht, waunn ma sie net gleich auswürfln wolln. — Also bleibm ma bei dem, wos ma gwohnt san. I trink gewöhnlich den Rot-Spezial vom bischöflichen Weingut Seggauberg. Do woab i, wos i trink!

Helmut Hagen

EX LIBRIS POLITICIS

Politiker

Wenn Politiker Bücher schreiben, so mag das mannigfache Gründe haben: Wahlkampfstrategie, Geltungsbedürfnis; oder auch der Wunsch, Rechenschaft abzulegen oder (auch auf diesem Wege) zur Gesellschaftsgestaltung beizutragen. Wenn Politiker Bücher schreiben, so erregt diese Tatsache Interesse nicht nur deshalb, weil die betreffenden Männer „Geschichte gemacht“ haben — wie man zu sagen pflegt —, vielfach auch nicht deshalb, weil ihre Erörterungen so tiefgründig und originell zu sein pflegen — auch solche gibt es allerdings —, sondern aus dem Grund, weil sie zur Interpretation eines Stückes Geschichte (oder sogar der Gegenwart) beitragen, weil sie neue Tatsachen berichten oder neue Aspekte zur Analyse einer Situation beisteuern. Das erste Buch, auf das hier hingewiesen werden soll, ist die (modifizierte) Sammlung der Reden eines Wirtschaftspolitikers,

Otto Graf Lambsdorff: Bewährung. Wirtschaftspolitik in Krisenzeiten. Econ-Verlag. Düsseldorf und Wien 1980,

der sich — wie bekannt ist — einem marktwirtschaftlichen Credo voll und ganz verschrieben hat; wie dieser soziale Rahmen nach Ansicht des Verfassers eine tragfähige Basis zur Bewältigung der Energiekrise, zur Lösung außenwirtschaftlicher und geldpolitischer, agrarischer, ökologischer, sozial- und wachstumspolitischer Probleme bieten kann, faßt dieser Band prägnant zusammen.

Nicht nur Wirtschafts-, sondern auch Verteidigungsminister schreiben sich manches von der Seele; Georg Leber, kaufmännischer Angestellter, nach dem Krieg Maurer, über die Gewerkschaft in die Politik gekommen, Verkehrs- und Verteidigungsminister der BRD, hat nicht nur seine Erinnerungen in dem Band

Georg Leber: Vom Frieden. Deutscher Taschenbuch-Verlag. München 1980, DM 9,80,

niedergeschrieben, sondern auch sein politisches Bekenntnis, zusammengefaßt in dem programmatischen Titel seines Buches, abgelegt. In ähnlicher Weise tut dies auch Monnet in seinem umfangreichen Bericht:

Jean Monnet: Erinnerungen eines Europäers. Deutscher Taschenbuch-Verlag. München 1980, DM 16,80,

in den zwanziger Jahren Generalsekretär des Völkerbundes, engagiert beim Schuman-Plan, aktiv in der Montanunion, orientierte er, der als „der Mann, der Europa erfand“,



bezeichnet wurde, zeitlebens seine Tätigkeit hin auf die Zielsetzung einer europäischen Einheit; aus seinen Berichten ergibt sich ein fesselndes Panorama der Zeit seit dem Ersten Weltkrieg — mit den Stationen London, Genf, San Francisco, Shanghai, Paris, New York, Washington, Moskau, Kairo, Algier. Eine Reportage über einen, nicht von einem Politiker sei der Aktualität wegen diesen drei Berichten angefügt:

Sibylle Krause-Burger: Helmut Schmidt. Aus der Nähe gesehen. Econ-Verlag. Düsseldorf und Wien 1980. Die Autorin hat den Kanzler in Bonn, im Bundestag, auf einer Reise nach Lateinamerika und in die Vereinigten Staaten, in den Ferien und zu Hause beobachtet und mit ihm gesprochen; das Ergebnis ist das vorliegende Porträt. M. P.

Atomkrieg?

Nigel Calder: Atomares Schlachtfeld Europa. Report über die Wahrscheinlichkeit eines Atomkrieges in den 80er Jahren. Hoffmann und Campe, Hamburg 1980, S 113.96.

Aus Gewohnheit haben wir mit der atomaren Drohung der Supermächte gegeneinander leben gelernt; nur in bestimmten internationalen Krisensituationen flackern die verdrängten Ängste — mit Recht — neuerlich auf. Nigel Calder versucht in einer nüchternen und aktuellen Analyse, Tatsachen über die Größe und Art dieser Bedrohung zusammenzutragen. Gefahren sieht er vor allem in einem Atomkrieg in Europa, der sich zum globalen Krieg ausweitete; in der Weiterverbreitung von Atomtechnologie und Kernwaffen, die die internationale Stabilität gefährden; und in der Verwundbarkeit der „Führungs- und Kontrollsysteme“ für die strategischen Kernwaffen sowie in der zunehmenden Tendenz der Supermächte, ihre strategischen Waffen so zu optimieren, daß ein „Entwaffnungsschlag“ gegen die andere Supermacht in den Bereich des Möglichen rückt. Die Eigendynamik einer rasant fortschreitenden Waffentechnologie zwingt den strategischen Überlegungen der Großmächte weitgehend ihr Programm auf; die Verflechtungen mit der dritten Welt bringen neue Unsicherheiten ins Spiel. Die Apokalypse ist nicht unmöglich.

M. P.

Die andere Geschichte Deutschlands

Bernt Engelmann ist, wenn er über Geschichte schreibt, immer dafür gut, einen auf Jahreszahlen und die Abfolge von Regierenden aufbau-

ten Geschichtsunterricht vergessen zu machen. Bemerkenswert ist, daß seine spannenden Berichte, sorgfältig dokumentiert, auch eine „andere“ als die offizielle „Geschichte der eigenen Beweihräucherung“ ergeben. Gegenstand seiner Untersuchung ist „ein Landstrich namens Deutschland“ in der Epoche „von der bedingungslosen Kapitulation bis zur unbedingten Wiederbewaffnung“.

Bernt Engelmann: Wie wir wurden, was wir sind. C.-Bertelsmann-Verlag, München 1980.

Der „Stunde Null“ der Kapitulation der deutschen Armeen folgte die erste Sorge des Überlebens, die Beschaffung der notwendigen Nahrung und des Wohnraums. Aber es setzten auch die ersten Versuche ein, die alliierten Beschlüsse über „Entmilitarisierung und Entnazifizierung, die allmähliche Demokratisierung auf lokaler und regionaler Ebene, die Auflösung aller wirtschaftlichen Konzerne und Kartelle, die Demontage industrieller Anlagen sowie die Bestrafung aller Kriegsverbrecher“ durchzuführen. Wie wenig von diesen Vorhaben realisiert wurde — und warum dies geschah —, davon handelt das Buch, das auch Anlaß für eine Selbstbesinnung, für eine neuerliche Reflexion über den schlampigen Umgang mit der eigenen Schuld sein könnte.

Der Aufstieg Adenauers, der Kampf um die Macht, die Entstehung der Parteien werden dokumentiert; vor allem aber auch die Tatsache, daß Stimmungen und Absichten im Anschluß an das Jahr 1945 binnen weniger Jahre so geschickt verändert werden konnten, daß die „guten Vorsätze“ der Anfangsphase bald vergessen waren.

Während alle Parteien anfangs für eine grundlegende gesellschaftliche Neuordnung — mit weitgehenden Verstaatlichungen — eintraten, die SPD gleichermaßen wie die CDU, ging es bald nur noch darum, kapitalistischen Besitz möglichst unangetastet zu bewahren: „Je mehr einer hatte, desto mehr Rücksicht wurde auf ihn genommen.“ Großzügig sah man über die enge Verbindung der Nazis mit den größten deutschen Banken und Industriekonzerne hinweg, auch über die Mitgliedschaften in der Reichstagsfraktion der NSDAP, der „Akademie für Deutsches Recht“ und vor allem dem „Freundeskreis des Reichsführers SS Heinrich Himmler“. Selbst viele SS-Führer lebten in den sechziger Jahren als freie, geachtete und wohlhabende Männer — man hatte sie mit geringfügigen Strafen für ihre Mortaten belegt oder wenig später rasch begnadigt: Dietrich, Heßmeyer, Lammers, Lorenz, Stuckart, Josias zu Waldeck und Pyrmont und andere

werden genannt. Die deutsche Industrie hatte kaum Einbußen hinzunehmen; in den westlichen Besatzungszonen waren 8,1 Prozent der Industriekapazität durch Kriegeinwirkung, nur 7,3 Prozent durch Demontagen verlorengegangen; die großen Vermögen der Reichen konnten weitgehend unangetastet über die Krisen hinweggebracht werden.

„Sofern 1945 ihr Hauptbesitz in den drei westlichen Besatzungszonen konzentriert gewesen war, hatten sie alle Versuche, sie die Folgen der größten Katastrophe der deutschen Geschichte entsprechend der Größe ihres Vermögens mittragen zu lassen, erfolgreich abgewehrt, die Entnazifizierung ebenso überstanden wie die Sozialisierung-, Entflechtungs- und Dekartellierungsmaßnahmen, den Lastenausgleich und die Währungsreform, von den zaghaften Bodenreform-Versuchen ganz zu schweigen.“ Schlecht ging es nur den kleinen Leuten.

Für viele allerdings, die während der Nazizeit schon in führenden Positionen mit „administrativen“ Fragen — wie der Vernichtung der Juden und der finanziellen Verwertung ihres Vermögens — befaßt gewesen waren, gab es jetzt ebenfalls eine große Karriere. Der „Spezialist für Judenfragen“ im Nazi-Innenministerium Dr. Globke beispielsweise wurde unter Adenauer Ministerialdirektor und konnte durch lange Jahre im Kanzleramt die deutsche Politik wesentlich mitbestimmen; eine ganze Reihe von weiteren vorbelasteten Personen wurde an hohe Stellen der Ministerialbürokratie katapultiert: Vialon, Thedieck, Essen, Westrick sind nur einige der Namen. Auch sonst hatte Adenauer, der von vornherein auf einen eigenen Weststaat mit rein kapitalistischer Prägung hinsteuerte, wenig moralische Bedenken hinsichtlich der politischen Laufbahn seiner Mitarbeiter: man denke nur an den ersten Finanzminister Dr. Fritz Schäffer.

Fehlt nur noch das Wirtschaftswunder, fehlt nur noch — allen Umfragen zum Trotz — die Wiederaufrüstung. „Ich hatte gehofft“, mit diesen Worten wird Walter Jens zitiert, „wir würden nach zwei verlorenen Kriegen sehr leise und still sein, würden alles tun, was zur Verständigung beitrug, würden dem Frieden dienen, wo wir nur können ... Ich hatte gehofft, die alten, verderblichen Kräfte würden nie wieder Einfluß gewinnen. Statt dessen feiert der Kommüß fröhliche Urständ.“

Der zweite Band, der die folgenden Jahre behandelt, ist für 1981 angekündigt.

Für diejenigen, die sich auf keinen Fall dazu durchringen können, ein historisches Buch zu lesen, hat E.

einen Teil seines Tatsachenmaterials in einen Roman verpackt: **Bernd Engelmann: Die Laufmaschine. Tatsachenroman. AutorenEdition. München 1980.** Eine harmlose Geschichte, der Diebstahl von einem Paar Strümpfen durch eine jugoslawische Hilfskraft in einem Supermarkt, entwickelt sich mit der Geschwindigkeit einer Laufmaschine zu einer Kette von Affären, in denen sich die Wege mancher Honoratioren, die so ehrenwert gar nicht sind, mancher, die zu Honoratioren werden wollen, und mancher, für die das nie in Frage kommen kann, kreuzen; in denen sich die Fäden der Vergangenheit — vor 1933 — bis in die Gegenwart verfolgen lassen. M. P.

Systeme

Frederic Vester: Neuland des Denkens. Vom technokratischen zum kybernetischen Zeitalter. DVA. Stuttgart 1980.

Der Autor führt den Leser in eine Gedankenwelt ein, die sicherlich noch vielen Menschen — selbst noch in dieser Zeit — phantastisch, unreal anmutet. Allein das stark theoretische Gut der ersten 150 Seiten wird in der Folge ganz sicherlich auch jenen, die in kurzen Zeiträumen (und nicht auf die Zusammenhänge achtend) denken, mehr und mehr real werden. Es ist ein Buch, das kybernetische (kybernetische Selbststeuerung) Denkansätze zur Verwendung bei der Lösung von Schwierigkeiten in allen Lagen, in allen Dimensionen anbietet. Das System Weltall, das System Welt, das System Zeit, das System Meer, das System Umwelt, das System Mensch, das System Tier usw. usw.: Alle diese Systeme hängen aneinander, zusammen, sind untereinander vernetzt — und bei Nichtbeachtung der Zusammenhänge dieser Systemstrukturen kommen Rückwirkungen erst später, über viele Stationen, oft in einem anderen Teilsystem zum Vorschein.

Eine Reihe von — fast könnte ich schreiben — Merksätzen ist in der Lage, Rüstzeug und Gerüst zu werden für einen Denkmodus, der Offenheit des Systems mit Überlebensfähigkeit gleichsetzt und Selbststeuerung zum Prinzip aller Systeme hat.

Man erfährt Wichtiges über die acht biokybernetischen Regeln und ganz am Ende des Buches die Aufklärung, daß die Zeit die Konstanten ändert. Eine Vielzahl konkreter Beispiele veranschaulicht auf ein paar hundert Seiten die mannigfachen Anwendungsarten von kybernetischem Denken, Planen, Überlegen und Handeln. Forschungs- und Entwicklungsergebnisse aus vielen Wissen-

schaftsgebieten bieten ein eindrucksvolles Bild — in ihrem Zusammenhang — der heutigen technologisch/intellektuellen Möglichkeiten, sind uns aber auch Auftrag, die Natur und ihre Kreise besonders zu beobachten, daraus Lehren zu ziehen und menschliche Technologie wieder natur- und menschengerecht zu verwenden. Rupert Fink

Über das wirtschaftliche Handeln der Menschen

„Wenn Volks- und Betriebswirte, Ingenieure, Soziologen sich gelegentlich schwer tun, Probleme der Gesamtwirtschaft, des Marketing oder der Arbeitsorganisation zu lösen, so geht dies häufig auf eine gemeinsame Ursache zurück: Die realen Kommunikationsprozesse, Entscheidungen und Konflikte im Wirtschaftsleben fallen zwischen die Stühle der herkömmlichen akademischen Disziplinen.“ Diese Aussage steht im Vorwort eines Buches, das sich die umfassende empirische Erfassung des wirtschaftlichen Handelns der Menschen zum Ziel gesetzt hat:

Grundbegriffe der Wirtschaftspsychologie. Hrsg. von C. Graf Hoyos, W. Kroeber-Riel, L. v. Rosenstiel, B. Strümpel. Kösel-Verlag, München 1980.

Wirtschaftspsychologie, wie sie in diesem Werk verstanden wird, ist nicht abzugrenzen von einer gleichfalls in ihrem legitimen Objektbereich kaum klarmachenden Wirtschaftssoziologie; es sind vier Bereiche — die Psychologie der gesamtwirtschaftlichen Prozesse, die Markt-, die Organisations- und die Arbeitspsychologie —, die in dem Handbuch enthalten sind und zunächst in vier einleitenden Aufsätzen von den Herausgebern überblicksmäßig vorgestellt werden. Strümpel hebt in seiner Übersicht über die ökonomische Verhaltensforschung hervor, daß die gängigen Anschauungen der Wirtschaftswissenschaftler und Politiker über Ablauf und Steuerung gesamtwirtschaftlicher Prozesse ohne den Rückgriff auf die Psychologie entstanden seien; Phänomene wie Information, Gruppenprozesse, Gewohnheitsverhalten, Erwartungen seien jedoch unabdingbar, ebenso wie die Untersuchung subjektiven Wohlfühls oder kollektiven Verhaltens. Kroeber-Riel weist auf den Schwerpunkt der Marktpsychologie, die Untersuchung des Konsumentenverhaltens, hin; Rosenstiel skizziert Entwicklung, Probleme und Tendenzen der Organisationspsychologie, in der auch Industrie- und Betriebspsychologie aufgegangen seien; und Hoyos befaßt sich mit verschiedenen Aspekten der Arbeitsbedingungen

und des Arbeitsverhaltens. Die folgenden 55 Stichworte, gebündelt in einigen Themenblöcken und bearbeitet von einer langen Reihe von Wissenschaftlern, vertiefen diese kursorischen Hinweise und bieten einen Überblick über einen an Bedeutung gewinnenden Wissenschaftsbereich, wie er bislang im deutschen Sprachraum nicht vorhanden war.

Auch Otto Neuloh hält die Selbstbeschränkung der traditionellen Nationalökonomie auf das rationale Handlungsmodell innerhalb gegebener Rahmenbedingungen für unzureichend, plädiert für eine Überschreitung des Modells des Homo oeconomicus und für eine psychologische Nationalökonomie; sein Buch: **Otto Neuloh: Soziologie für Wirtschaftswissenschaftler. G. Fischer Verlag, UTB 476. Stuttgart und New York 1980. DM 18,80,**

stelle — so meint er — den „Versuch einer realsoziologischen Aufklärung der Wirtschaftswissenschaften und ihre Heranführung an die Wirklichkeit des wirtschaftlichen und sozialen Lebens“ (S. 14) dar. Es soll sich dabei um eine Einführung für Volks- und Betriebswirte handeln, die auf die spezifischen Berufs- und Verwertungsinteressen dieser Gruppen abgestimmt ist, also eine sehr pragmatische Perspektive entfaltet. Dies scheint wohl gelungen zu sein, auch wenn die theoretischen Erörterungen oftmals auf eine radikale Weise vereinfacht werden. Angesprochene Themenbereiche sind beispielsweise: die sozio-kulturelle Person, Sozialisation, das soziale System, Rollenspiele, Grundlagen der empirischen Sozialforschung; speziell für die Volkswirte werden Grundzüge der Arbeits- und Berufssoziologie angeboten, die Soziologie des Haushalts, Marketing und Verbraucherverhalten, sozialer Wandel und Wirtschaftswachstum; der Nationalökonomie werden ergänzende Leistungen der Soziologie etwa zu den Problemen der Entscheidungstheorie, zum Wohlfühlsbegriff, zum Humankapital offeriert; für die Betriebswirtschaftler werden der betriebliche Führungsstil, Arbeitsverhalten, Betriebsklima, betriebliche Strukturen und Willensbildung angesprochen. Fragenkataloge und ein Begriffsglossar ergänzen die in durchaus leicht lesbarer Diktion abgefaßten Erörterungen; die Literaturhinweise sind spärlich.

Gerade die Kritik an den oft allzu restriktiven Annahmen der herrschenden Wirtschaftstheorie bezüglich der Bestimmungsgründe des menschlichen Handelns führt dazu, wirtschaftssoziologischen Fragestellungen in jüngster Zeit verstärkte Aufmerksamkeit zu schenken; nicht als Ersatz, sondern als notwendige

Erweiterung und Ergänzung theoretischer Erörterungen. Die Abgrenzung des Objektsbereichs der „Wirtschaftssoziologie“ bietet allerdings — gerade wegen der zentralen Stellung wirtschaftlichen Handelns im Leben der Menschen — mancherlei Schwierigkeiten, von denen auch das Buch von **Toni Pierenkemper: Wirtschaftssoziologie. Eine problemorientierte Einführung mit einem Kompendium wirtschaftssoziologischer Fachbegriffe.** **Bund-Verlag, Köln 1980**, Zeugnis ablegt; wenn das Buch umfassend als der Bereich der Beziehungen zwischen Wirtschaft und Gesellschaft verstanden wird, geraten wir unweigerlich in eine Analyse des Ensembles gesellschaftlicher Verhältnisse. Folgerichtig müssen die Hinweise recht oberflächlich bleiben, müssen manche Beziehungen zugunsten einer exemplarischen Betrachtung anderer ganz unter den Tisch fallen. So bietet auch Pierenkempers Buch eine Tour d'horizon durch alle möglichen soziologischen und wirtschaftlichen Problemfelder: Konsum-, Arbeits- und Betriebssoziologie, Organisations- und Technik-, Familien- und Freizeitsoziologie und allerlei weitere Bindestrichsoziologien werden gestreift; allgemeine Tauschkonzeptionen, Schichtungen, Wertsysteme werden angedeutet; auf den Verbändestaat wird gleichermaßen hingewiesen wie auf Markt- und Planwirtschaft, die postindustrielle Gesellschaft und Konvergenztheorien; die Probleme unterentwickelter Länder kommen zur Sprache, aber auch die Wachstums-, ökonomischen, politischen und -katastrophen entwickelter; Arbeitsmarkttheorien, Vollbeschäftigungsstrategien, Außenwirtschaftsbeziehungen, Inflationstheorien und Stagflationprobleme werden besprochen; Stadien-theorien, die Konzentrationstendenzen der Wirtschaft, die Konjunktur-stabilisierung des Staates und weitere wirtschaftspolitische Ziele werden diskutiert. Es bleibt nicht aus, daß fortgeschrittene Leser vielfach Bekanntes vorfinden, während sich „Anfänger“ im Gestrüpp der vielfältigen Beziehungen manchmal verheddern dürfen; die umfangreichen Literaturhinweise allerdings sind sehr schätzenswert.

Auch die „Zitatorgie“ — mit rund 1400 Fußnoten — garantiert allerdings offenbar noch nicht die Sorgfalt bei der Herausgabe des Buches: Wenn beispielsweise auf S. 25 die unabhängigen Variablen jene sind, die durch unabhängige Variable erklärt werden sollen, wenn auf S. 86 in der Entwicklung der Industrie-gesellschaften (mit Fourastié) klargestellt wird, daß die Beschäftigung im „gewerblichen Sektor“ (gemeint unter Einschluß der Industrie) zuerst

wachse, dann bei ungefähr 50 Prozent stagniere und schließlich in einer zweiten Phase stagniere, so sind dies nur Beispiele für mancherlei weitere kleine Fehler: daß etwa das Schaubild auf S. 86, das die im Text geschilderten Verschiebungen der Beschäftigten in den Wirtschaftssektoren erläutern soll, gerade dies nicht tut, sondern nur die erste Phase dieser Entwicklung darstellt, wäre wohl auszubügeln, und eine etwas differenziertere Einführung in das Verhältnis von Wirtschaftssoziologie und Wirtschaftstheorie (S. 15 ff.) täte gleichfalls not. Die Belesenheit und der Horizont des Autors sind beachtlich, das weite Spektrum der Betrachtungen ist anregend bezüglich der Interdependenzen verschiedener gesellschaftlicher Bereiche; für die nächste Auflage ließe sich gleichwohl einiges verbessern. M. P.

Homo austriacus

Helmut Qualtinger: Die rot-weiß-rote Rasse. Neue Satiren. Langen-Müller-Verlag, 2. Auflage. München und Wien 1979.

Es sind manchmal erbarmungslose, zynische, groteske Szenen, in denen H. Q. die Schwächen, Neurosen, Erinnerungen, Träume, Absurditäten verschiedener — sehr österreichischer — Typen bloßlegt und karikiert. Aber die individuellen Enthüllungen erweitern sich zu einer Gesellschaftskritik, wenn die heiligen Kühe der Wohlstandsgesellschaft den Verstärkungen und der Kommunikationslosigkeit, der Scheinheiligkeit und den Verhaltenszwängen der Individuen gegenübergestellt werden. Qualtingers Satiren nehmen die braven Parteigänger, die übriggebliebenen Nazis, Witwen und alte Ehepaare, Gauner, Klein- und Kleinstbürger, Polizisten, Aufsteigerinnen aufs Korn; sie sind zum Lachen, und eigentlich doch nicht. Allerdings sind mir Q.s Auftritte in natura noch weitaus lieber als die schriftlich vorliegenden Texte. M. P.

Soziobiologie — die kontroverse Wissenschaft

Mit seinem ersten Buch *Sociobiology: The New Synthesis* hat Edward O. Wilson 1975 heftige Kontroversen ausgelöst: Es geht um eine neue Wissenschaft und um ein altes Thema. Die Kernfrage: „Wird das menschliche Verhalten bestimmt und kontrolliert durch das biologische Erbe der Spezies, und setzt dieses Erbe dem Menschen seine Grenzen?“ In dem Buch

Edward O. Wilson: Biologie als Schicksal. Die soziobiologischen Grundlagen menschlichen Verhaltens. Ullstein-Verlag 1980, führt er diese Frage hinsichtlich einer

Entfaltung der Soziobiologie als neuer wissenschaftlicher Disziplin fort; er definiert diese „als die systematische Erforschung der biologischen Grundlage jeglicher Formen des Sozialverhaltens bei allen Arten von sozialen Organismen einschließlich des Menschen“. Das flüssig geschriebene Buch gibt eine Einführung in die Denkweise der Richtung, bezieht sich auf eine Fülle psychologischer und ethnologischer Materials und vermittelt oft frap-pierende neue Perspektiven bekannter Phänomene; man bleibt nach der Lektüre — so ist zu gestehen — verwundert und auch ein wenig verunsichert zurück: Was wäre, wenn dies wirklich wahr ist? Die Soziobiologie — so meint Wilson — „kann mehr als nur Vergleiche und Analogien zwischen dem menschlichen und dem tierischen Verhalten herstellen, worin die Stärke der Ethologie bestand. Mit ihren Methoden — den Theorien und Techniken der Genetik, der Ökologie und der Populationsbiologie — kann der Inhalt der Sozialwissenschaften neu gedeutet, können neuartige und oft tiefergreifende Erklärungen von Territorialverhalten, Polygamie, Nepotismus, sexueller Bindung und Kindesmord, ja sogar von Altruismus und Religion geliefert werden“. Ein mit Vorsicht zu lesendes, aber ohne Zweifel anregendes Buch. M. P.

Über Vorfahren und Nachkommen

Bevölkerungsprobleme werden in den siebziger Jahren wieder zunehmend diskutiert: Die Perspektive einer Bevölkerungsexplosion in den Entwicklungsländern, das Rätsel einer stagnierenden, ja sogar abnehmenden Bevölkerung in den Industrieländern, die Frage nach den Gründen der „Auflösung“ der Familie, Sorgen um die Finanzierbarkeit des Sozialversicherungssystems haben Eingang in aktuelle politische Diskussionen gefunden. Angesichts derartiger Probleme darf man mit Fug und Recht behaupten, „daß niemand die heutige Situation und die Entwicklungstendenzen unserer Gesellschaft wirklich zu verstehen und abzuschätzen vermag, der nicht ein gewisses Minimum an Kenntnissen auch über die Struktur und Entwicklung des Bevölkerungsprozesses hat“. Mit diesem Hinweis begründen die Autoren des Buches: **Karl Martin Bolte, Dieter Kappe, Josef Schmid: Bevölkerung. Statistik, Theorie, Geschichte und Politik des Bevölkerungsprozesses.** 4. Aufl. Leske und Budrich. Opladen 1980, ihre Darstellung grundlegender Theorien und Untersuchungen des Bevölkerungsprozesses. Sie informieren nicht nur über Methoden,

Begriffe und Indikatoren der statistischen Erfassung demographischer Entwicklungen, sondern auch über Bevölkerungstheorien (beginnend mit Malthus), über auf Deutschland und die internationale Situation bezogene historische und gegenwärtige Entwicklungen, über bevölkerungspolitische Maßnahmen und ihre Folgen. Mancherlei für das Verständnis sozialer Prozesse und die aktuellen politischen Kontroversen nützliche Erörterungen finden sich in dem UTB-Bändchen; so etwa die Diskussion des Abtreibungsproblems und eine Übersicht über die Kontroversen über die Legitimität und Notwendigkeit von Bevölkerungspolitik.

Interpretationen der Erklärungsansätze für den Geburtenrückgang seit den sechziger Jahren, die sich mit den verbesserten Informationen im Bereich der Empfängnisverhütung, mit der außerhäuslichen Erwerbstätigkeit und den Emanzipationsbestrebungen der Frauen, mit den Leitbildern der allgemeinen Lebensgestaltung, den Wohnverhältnissen und der Wohnumwelt, der Zukunftsbeurteilung und Verhaltensunsicherheiten, mit traditionellen Orientierungen und dem Säkularisierungsprozess, mit infrastrukturellen Überlastungen und der Ehe- und Sozialgesetzgebung auseinandersetzen, machen exemplarisch deutlich, in welchem komplexen Bedingungsgefüge die Bevölkerungsprozesse stehen, und daß Familienstrukturen und Reproduktionsverhalten auch Ausdruck der gesamten Lebenszusammenhänge in einer Gesellschaft sind. M. P.

Wirtschaftsgeschichte

In Zeiten wirtschaftlicher Unsicherheit pflegt ein besonderes Bedürfnis zu bestehen, sich angesichts der Krisenstimmung der längerfristigen Perspektiven, die das existierende Wirtschafts- und Gesellschaftssystem aufzuweisen hat, zu vergewissern; schon immer war ein probates Mittel dazu eine historische — in diesem Fall wirtschaftsgeschichtliche — Betrachtung von Strukturen und Prozessen der Gesellschaften. Wenn eine derartige Betrachtung zudem in knapper Form, in verständlicher Sprache und mit analytischem Gehalt vorliegt, kann sie nur uneingeschränkt als tatsächlich spannende Lektüre empfohlen werden. Dies trifft auf das Büchlein aus der Kleinen Vandenhoeck-Reihe zu:

Knut Borchardt: Grundriß der deutschen Wirtschaftsgeschichte. Vandenhoeck und Ruprecht. Göttingen 1978.

Studenten, die mit wirtschaftsgeschichtlichen Fragen befaßt sind, ist

die erste Fassung dieser Arbeit aus dem „Kompendium der Volkswirtschaftslehre“ bekannt; wer immer sich aber in einer Kürze von rund 100 Seiten über Fragestellungen, Probleme und Ergebnisse der Wirtschaftsgeschichte — unter besonderer Betonung der Entwicklung in den letzten zwei Jahrhunderten — informieren will, tut gut daran, zu diesem Grundriß zu greifen, der einen Leitfadern darstellt, „mit dessen Hilfe sich eine riesig große Stoffmasse ordnen läßt“. Das übliche Dilemma der Geschichtsschreibung zwischen der Schilderung historischer Verläufe und einer systematischen Erörterung historischer Sachverhalte löst Borchardt für die neuere Zeit durch eine Teilung in „Ereignisgeschichte“ und einer Darstellung der Tendenzen der wirtschaftlichen Entwicklung. Literaturhinweise ermöglichen eine tiefergehende Befassung mit dem Wirtschaftsleben unserer Gesellschaften. M. P.

Selbsterfahrung

Anton Grabner-Haider: Zeit zu leben — Zeit zu lieben. Selbsterfahrung und Kommunikation mit praktischen Übungen. Herder-Verlag.

Der Autor, 1940 in Pöllau geboren, gibt zu dreißig Themen in den Bereichen Lebensfragen, Lebenswert und Lebensformen Überlegungen und praktische Übungen zur Selbsterfahrung an. In klarer Sprache, einfach und verständlich skizziert A. Grabner-Haider sozialwissenschaftliche Erkenntnisse, Theorien und eigene Gedanken. Die praktischen Übungen kann der Leser allein, mit einem Partner oder einer Gruppe durchführen, wobei intensive Selbsterfahrung und das Umgehen mit seinen Gefühlen im Mittelpunkt stehen.

Diese Selbsterfahrungsübungen verlangen jedoch mindestens Erfahrung und Sicherheit im Umgang mit ähnlichen Methoden. E. U.

Wolfgang Schmidbauer: „Alles oder nichts“. Über die Destruktivität von Idealen. Rowohlt-Verlag. Reinbek 1980.

Kennen Sie jene Situation, in der die eigenen Ziele unerreichbar scheinen, und empfinden Sie jenes schmerzliche Gefühl, das Entscheidende versäumt zu haben? Aus beiden entsteht so etwas wie ein lähmender Zustand, eine innere Leere macht sich breit, dazu kommt nicht selten eine diffuse Wut hinzu, die sich gegen unfreundliche Mitmenschen, aber ebenso auch gegen die eigene Person richtet. Der Betroffene ist „blind“ für die Möglichkeiten, die ihm offenstehen.

Wer mit der Einstellung „alles oder

nichts“ leben will (oder nur so leben kann), muß erfahren, daß idealistische bzw. idealisierte Erwartungen unser Leben sehr stören können. Der Überanspruch, das Perfektionsideal, der Wunsch nach dem vollkommenen Partner vernichten buchstäblich die Chancen, ein erfülltes und glückliches Leben zu führen. Das (in diesem Sinne destruktive) Ideal zwingt uns, ängstlich oder erwartungsvoll in die Zukunft zu schauen oder deprimiert in die Vergangenheit. Das Vorhandene, das Gegenwärtige ist allemal nicht gut genug.

Arbeitskonflikte und Störungen im Zusammenleben (Ehe, Familie, Beruf usw.) machen einen Großteil des Erfahrungsmaterials in diesem Buch aus. Der Autor sieht diese Konfliktsituation jedoch nicht als Einzelfälle, sondern in ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang, im Rahmen der biologischen Entwicklungsgeschichte des Menschen sowie im Kontext aktueller Probleme unserer Konsumgesellschaft.

Es geht in diesem Buch nicht um eine Abwertung von Idealen, nicht um die Absage an die Orientierung durch Normen. Das wäre absurd. Denn in unserer inneren Welt gibt es keinen völlig wertfreien Raum.

S. M.

Gespräche

Siegfried Lenz: Gespräche mit Manes Sperber und Leszek Kolakowski. Herausgegeben mit einem Vorwort von Alfred Mensak. 128 Seiten, öS 138,60

In diesem Band sind zwei Fernsehgespräche festgehalten: Siegfried Lenz sprach vor der Kamera mit Manes Sperber und Leszek Kolakowski.

Gespräche im Fernsehen, jeweils von zwei Stunden Dauer und jeweils zwischen zwei Zeitgenossen, die anderes „verhandeln“ als gängige Alltagsware, sind ungewöhnlich. Sie sind ein Experiment, zumal wenn sie der Absicht folgen, ohne den Fragesteller, den Moderator auszukommen. Aber das Experiment hat seinen Sinn: Es gibt Sachverhalte, die nur behutsam zutage gefördert, die nicht in begrenzter Zeit druckreif abgefragt werden können.

Beiden Partnern ist eines gemeinsam: der jeweils aufgrund individueller Erfahrungen vollzogene Bruch mit dem orthodoxen Marxismus. Um diese Erfahrungen kreisen beide Gespräche — um Sachverhalte also, die nur behutsam zutage gefördert werden können. So werden beide Gespräche — über das bloße Abfragen biographischer Details hinaus — zum Gedankenaustausch, zur Begegnung, zu spontaner Partnerschaft.

L. K.

WIR SIND DIE GIMPEL

Wir sind die Gimpel, und wir pfeifen, wo wir sind, ja wir pfeifen über alles, was auf dieser Welt passiert, und wir nehmen uns kein Blatt vor den Mund, denn ein Gimpel hat noch niemals sich geniert.

Wir wetzen unsern Schnabel an so mancher harten Nuß, weil man den Dingen einfach in die Augen schauen muß, und was wir da so sehen und was wir uns dazu denken, das pfeifen wir laut hinaus...

(Aus dem „Gimpellied“)



Szenenfoto aus dem Programm „Enthüllungen“ anlässlich der Eröffnung des Josef-Krainer-Hauses.

Das „Cabaret Gimpel vulgo L 24“ entwickelte sich aus der Grazer Studententheatertruppe „theater L 24“, die im Frühjahr 1978 von Herbert Trummler gegründet wurde. Diese Gruppe widmete sich in erster Linie den verschiedensten Formen der sog. Bühnenkleinkunst und brachte zahlreiche selbst erarbeitete Collagen der deutschen und altösterreichischen Kabarett-Autoren zur Aufführung (Tucholsky, Ringelnatz, Kästner, Wedekind; Hammerschlag, A. Kuh, Altenberg, Soyfer, Polgar, Friedell). Die Studenten lasen, spielten und sangen Texte, Dialoge und Szenen sowie Chansons und Lieder dieser Autoren auf Kellerbühnen, in Gast- und Kaffeehäusern und haben beliebig veränderbare Programme jederzeit im Repertoire.

Seit einiger Zeit produzieren sie nun auch selbstverfaßte Kabarett-Programme und nennen sich „Cabaret Gimpel“, wobei sie aber ihren ursprünglichen Hausnamen nicht

vergessen: „vulgo L 24“ (= Kath. Studentenhaus, Leechgasse 24, wo sie mit ihren künstlerischen Aktivitäten begonnen haben). Unter der Leitung von Herbert Trummler, der auch zusammen mit Hubert Paar die Texte schreibt, agieren nun auf diesen Brettern, die ihnen einen Teil der Welt bedeuten, sechs junge Herren und eine Dame, die zum Teil in der Schlußphase ihres Studiums stehen bzw. es schon abgeschlossen haben. Bisher spielten „Die Gimpel“ vorwiegend aktuelle Programme auf Engagement bei verschiedenen Veranstaltern. Ihre ersten öffentlichen Vorstellungen als „Gimpel“ haben sie in Graz im kommenden März. Aufgrund ihrer häufigen Auftritte im Josef-Krainer-Haus wurden sie manchmal auch schon als Haustruppe desselben bezeichnet, wogegen sie sich allerdings wehren und betonen, daß sie wertfreies Kabarett bieten wollen, was aber nicht besagt, daß es auch wertlos sei. Und der Erfolg — gibt ihnen recht.

Die Gimpel über sich selbst:

„Ja, wir sind ein paar komische vögel, satirisch, witzig, aber auch naiv und liebenswürdig. ein gimpel hat zwar keine zähne, um zu beißen, aber er kann pfeifen, so laut er will. und man nimmt ihm so schnell nichts übel, denn er ist ja nur ein gimpel. wir suchen nach körnern und finden immer etwas wahrheit und nehmen diese aufs korn. intellektuell und doch sehr trivial, direkt und doch auch sehr absurd. singende gaukler, pfeifende komödianten. nicht simpl, sondern gimpel. und noch etwas: ein gimpel ist immer bunt. an keine farbe gebunden.“



An das
 Josef Krainer Haus
 Pfeifferhofweg 28
 A-8045 GRAZ
 AUSTRIA

- Krainer Haus
 Pfeifferhofweg
 28 - Austria
 Wien

ADRESS
 Herr KAPFER
 Krainer Haus
 Pfeifferhofweg 28
 GRAZ
 8045
 EUROPE

Als neue Abonnenten begrüßen wir:

Josef ALDRIAN, Gr. St. Florian
 AMBASSADE DU
 LUXEMBOURG, Wien
 Dr. Rudolf ATTEMES, Wien
 Johann BACHER, Stolzalpe
 Bildungshaus St. Bernhard,
 Wr. Neustadt
 Botschaftsrat Dr. H. BLAU, Bot-
 schaft der Bundesrepublik Deutsch-
 land, Wien
 Ing. Erich BRAUNSTEIN, Gleisdorf
 Dipl.-Ing. Dr. Helmut BUDER,
 Graz
 Dr. Odo BURBÖCK, Graz
 Dr. Günther CERWINKA, Graz
 Bundesrat Dr. Erika DANZINGER,
 Wien
 Prof. Kurt DIEMAN, Wien
 KADIR. Labg. Dr. Leopold
 DORFER, Graz
 Christian EDELSBRUNNER,
 Feldbach
 Siegfried ERHART, Graz
 Gerd FELGEL-FARNHOLZ, Graz
 Dr. Anneliese FRANTSITS, Graz
 Ludwig FRAUER, Oberwart
 Franz FRÜHWIRTH, Unterpren-
 stätten
 Hofrat Franz GÖBHART, Graz
 Josef GOBITZER, Edelschrott
 Franz GÖDL, Pönitz
 Wilhelm GRANDL, Gnas
 Dr. Siegfried GRIGG, Graz
 BV.-Stv. Bruno GROSS, Graz
 Johann GROSS, Graz
 Reg.-Rat Franz GURITSCH, Graz
 Helmut HAGEN, Graz
 Dkfm. Josef HAMBERGER, Wien
 Dipl.-Ing. Franz HAMMER, Graz
 Dr. H. Claudius HANDL, Feldbach
 Hauswirtschaftsschule St. Martin-
 Bründl, Graz
 Konsul Dr. H. HEGER, Salzburg
 Labg. Dr. Helmut HEIDINGER,
 Kaindorf b. Leibnitz
 Mag. Dr. Marianne HOCH-
 KÖFLER, Graz
 Adolf HOKKE, Graz
 Dr. Robert HOLLER, Graz
 Dipl.-Ing. Herbert HOLZER, Liezen
 Herbert HÖRMANN, Graz
 Dr. Alfred HÖSELE, Graz
 Bernd JÄGER, Graz
 JUNGE ÖVP, Bundesleitung
 Dipl.-Ing. Franz KAINERS-
 DÖRFER, Kindberg
 Norbert KAN, St. Georgen
 Anne Marie KEES, Graz
 Bundesrat Waltraud KLASNIC,
 Weintzen
 Karl KLAUWIK, Bad Aussee
 Kommunalwissenschaftliches
 Dokumentationszentrum, Wien
 Dr. Paul KOVACIC, Graz
 Pensionat der KREUZ-
 SCHWESTERN, Bruck/Mur

Dkfm. Mag. Heinz KÜRZL, Ligest
 Dr. Dora LAUFFER, Graz
 Kurt LECHNER, St. Stefan i. R.
 Hans LEHOFER, Köflach
 Siegfried LEITNER, Mühldorf
 Karl LENZBAUER, Graz
 Alfred LOITZL, Bad Mitterndorf
 Reinhold LOPATKA, Graz
 Dir. Wolfgang LUFTENSTEINER,
 Bruck/Mur
 Annemarie MEIER, Bruck
 Josef MAJCAN, Graz
 Andreas MAURER, Wien
 Univ.-Prof. Dr. Helmut MEZLER-
 ANDELBERG, Graz
 Univ.-Prof. Dr. Hermann MITTEL-
 BERGER, Graz
 MURAUER STADTWERKE
 Ges.m.b.H., Murau
 Österreichische Volkspartei, Weiz
 Josef PAULISCHTA, Grafendorf
 Dr. Willibald PATETER, Graz
 Dr. Walter PEINSIPP, Graz
 Dr. Josef PRASSL, Graz
 Bundesrat Eduard PUMPERNIG,
 Graz
 Hermine PUSSWALD,
 Großlobming
 Eberhard RADLBERGER, Paldau
 Dipl.-Ing. Heinz Günther
 RANDYSEK, Graz
 Ing. Wolfgang RANFTLER, Zelt-
 weg
 Prof. Dr. Heinz RECLA, Graz
 Erna REINPRECHT, Frohnleiten
 Engelbert RINNER, Hieflau
 Sacré-Coeur, Priv. Gymnasium u.
 wirt. Realgymnasium f. Mädchen,
 Graz
 Gerda SCHIBERT, Graz
 Univ.-Prof. Dr. Peter J. SCHICK,
 Graz
 Kurt SCHLECHTLEITNER, Graz
 Susanne SCHMIEDL, Graz
 Ingrid SCHÖNBACHER, Liezen
 Vzt. Horst SCHREIBER, Straß in
 Stmk.
 Siegfried STABER, Pöllau
 NRAbg. Maria STANGL, Preding
 Steiermärkischer Automobil- und
 Motorsportklub
 Dr. Clemens STEINDL, Bonn
 Dr. Michael STEINER, Graz
 Anni STEINER-NUSSDORF,
 Rothensturn
 Alois STERN, Graz
 Gemeinderat Werner STOISER,
 Graz
 Dkfm. Kurt STOPPER, Leibnitz
 Fred STROHMAIER, St. Peter
 Herbert THALLMAYER, Graz
 Josef UNGER, Fehring
 Dipl.-Ing. Manfred UTEN-
 THALER, Graz
 Dr. Hans VALENT, Mürtzschlag
 Hans VOLLMANN, Graz

Karl WAGNER, Neuberg/Mürtz
 Irina WALTER, Graz
 Johann WIESER, Bad Radkersburg
 Franz WIESLER, Graz
 NRAbg. Anton WIMMERSBER-
 GER, Linz
 Norbert WINKELMAIER,
 Graßnitz
 Mag. Dr. Günther WITAMWAS,
 Graz
 Hans WOLF, Stegersbach
 Erwin WONISCH, Deutsch Goritz
 Dipl.-Ing. Chris XANTHOPOU-
 LOS, Graz
 Johann ZACH, Pertlstein
 Dipl.-Ing. Karl ZANKEL, Thörl
 Waldemar ZELINKA, Oberwölz



Wir danken herzlich für die großzügigen Spenden.

H.W. Hertog

GEDANKENPROTOKOLL

über die Entwicklung von POLITICUM 6

1. SITZUNG
25. Feb. 1980

12 Teilnehmer diskutieren gerne. Im lockeren Gespräch und Brainstorming werden viele Ideen - auch realisierbare - geboren. Das Arbeitsklima ist freundlich und gut, und offen und ehrlich. Alle sind begeistert von der Idee und wollen Beiträge liefern. Die Hippaba werden beilegt.

UNGEZIELT: mit POLITICUM 6 soll HEUTE NACHDENKEN, BESSERES MIT-
EINANDER REDEN und SINNVOLLES MITEINANDER GE-
STALTEN erreicht werden und somit die Chance

→ ECHTER BEGEGNUNG eröffnet werden.

2. SITZUNG
20. März 1980

4 der 12 geladenen sind erschienen. → was das heißt zu erwarten? Niemand hat einen Beitrag formuliert. Die Stimmung schwankt elementar zwischen AGGRESSION, RESIGNATION, WOLLEN und der Überzeugung das KOMMUNIKATIONSSKRIPTUM zu realisieren. Die Sitzung ist ein typisches Beispiel emotionaler Kommunikation → also für uns als Teilnehmer ein Aus der täglichen Realität ge- und erlebtes Beispiel. → Themen und Ideen werden fixiert Briefe auswerfen.

(alle Formen der Kommunikation)

Trotzdem:

HBGABELEITUNG: 15. Okt. 1980

JULI-AUGUST
1980

SOMMERURLAUB → die ideale Zeit der "Schöpfens" in der kreativen Phase → was kommt heraus?

NOVEMBER 1980 zoghaft treffen die ersten Beiträge ein. (Termin 15.10.80)!!

meiner ist nicht dabei! → GOTT SEI DANK! Gibt mir echte Kommunikation mit unterirdischer vollziehen (= KOMMUNIKATIONSANSTRENGUNG)

11. DEZ. 1980

3. SITZUNG

Redaktionsklausur - 5 Teilnehmer anwesend. Übertragungen: fest alle Manuskripte sind angekommen - aber ein Unbekanntes. der Wofers hat pol. Zien 5P seit 1. fassen - was was?

4. SITZUNG

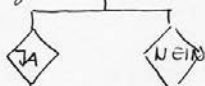
22.12. 1980

"PUNKTENABZUGLESEN" → wie verschieden die Antworten aussehen - und schreiben → eine große Chance für POLITICUM 6. und die Kommunikation.

ENDE JANUAR 1981

DIE KOMMUNIKATION MIT POLITICUM 6 = VI KANN BEGINNEN.

? = Frage: Findet die Kommunikation statt?



Beurteilung:

positiv

negativ

Art der Beurteilung:

KRÄFTIGES
AUSEINANDERS-
SETZEN

Zufriedenheit
und Überlegen

POLITICUM 6 HAT SEIN ZIEL ERREICHT:

DIE KOMMUNIKATION LEBT

Gepr 22.12. 80